
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY.

Das deutsche Volkslied

in

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Theodor Ebner,
Redakteur der Württembergischen Landes-Zeitung
in Stuttgart.



Barmen 1889.
Verlag von Hugo Klein.

*Es liegt dem hier zu behandelnden Thema keineswegs die Absicht zu Grunde, eine Klage über die unsrer prosaischen Zeit mangelnde Poesie in Leben und Treiben, in Freud und Leid unsres Volkes anzustimmen. Es will im Gegenteil den Autor, so oft er zu gunsten der guten alten Zeit eine solche Klage vernimmt, bedünken, als ob die Schuld einer trüben und pessimistischen Ansicht zumeist gerade an denen liege, die sich in einem gewiß sonst edlen und anerkennenswerten Idealismus mit der Gegenwart nicht befreunden wollen oder können. Denn das, was den eigentlichen und menschlich wahren Gehalt des Volksliedes zu allen Zeiten gebildet hat, das Bewußtsein innigster Verbindung mit der Natur, die Liebe, nicht in erster Linie die sinnliche, von äußeren und vergänglichen Reizen abhängige Liebe, sondern eine in diesem Sinn gewiß nicht mißzuverstehende kindliche Liebe zu allem, was uns Gott in seiner Welt voll Sonnenschein, voll Freud und Leid bietet, dieser innerste und wahrste Gehalt des Volksliedes hat ja allen Wechsel der Zeiten

*) Separatabdruck aus den „Deutsch-evangelischen Blättern".

überdauert. Die Töne der Freude über Gottes schöne Welt klingen noch heute wie einst voll Poesie und Leben aus Volkes Mund und Herz, wenn man sie nur hören und in sich aufnehmen will. Die Welt ist die gleiche, wie sie damals war; noch leuchtet die Sonne gerade so hell ins Herz hinein, und Mond und Sterne glänzen noch immer mit gleichem goldenen Schein am Himmelszelt. Noch jauchzt das Menschenherz in seliger Freude und bangt in sehnender Trauer und noch immer weht Gottes Odem in Wald und Flur und seine Engel schweben auf und ab zwischen Himmel und Erde! Nicht die Eisenschienen, welche Länder mit Ländern verbinden, und nicht die Drähte, die den Gedanken mit Blitzesschnelle von einem Ort zum andern tragen, sind es, die der goldenen Poesie des freien und frohen Wanderns und seiner walddufrenden Lieder ein Ende gemacht haben. Es ist nicht der Zwang der äußern Formen und der von früheren Zeiten so ganz verschiedenen sozialen Stellung des einzelnen, was uns das Leben als ein traurig-mechanisches erscheinen läßt. Wir selbst, wir, die mit all diesem unzufriedenen, jede Poesie in der Gegenwart vermissenden Menschen, sind es, die dem Geist diesen Zwang auferlegt haben, die die Augen verschlossen halten für alle Pracht und allen Reiz dessen, was Gott in unserm Herzen und in seiner Natur mit verschwen-

derischer Fülle niedergelegt hat; also daß wir nur die Hände ausstrecken, daß wir nur Auge und Ohr öffnen dürfen, um all das zu finden, was wir als längst verloren bejammern und beklagen. — Mehr ahnend als den vollen Wert des Volksliedes erkennend, hat die Gegenwart sich in diesem Vermächtnis verschwundener Zeiten doch etwas erhalten, was ihren Bruch mit einer Vergangenheit unbewußt poetischen Schaffens und Lebens nicht als vollständig erscheinen läßt. Und wenn sie selbst auch in ihrer Gesamtheit wenig, oder im Verhältnis zum Werte des Erbes am Ende gar nichts gethan hat, um das Vermächtnis der Väter zu erwerben und damit erst wahrhaftig zu besitzen, so möchte es vielleicht doch nicht ganz ohne Interesse sein, das Volkslied in seiner Stellung, wie sie ihm die Gegenwart, und in seinem Werte, wie ihn demselben das echt christliche Bewußtsein zu geben hat, zu charakterisieren. Es kann hier natürlich keineswegs meine Aufgabe sein, den Anteil der Wissenschaft an der Schätzung und litterarisch-sprachwissenschaftlichen Verwertung des Volksliedes eingehend und nach allen Seiten hin zu schildern. Nur darum kann es sich hier handeln, darauf zu achten, wie das Volkslied seinem religiösen Gehalt nach betrachtet und geschätzt werden muß in einer Zeit, wo am Ende der Wert alles dessen, was der Menschengeist von jeher hervorgebracht, nur nach seiner dem

christlichen Bewußtsein mehr oder weniger feindlichen und gleichgiltigen Stimmung beurteilt wird, und auch das kleinste und unbedeutendste gezwungen ist, Stellung zu dieser Richtung zu nehmen.

Wenn man die Worte hört, mit denen einst Goethe eine trotz aller Mängel und aller Kritiken doch epochemachende Sammlung deutscher Volkslieder, „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano, einführte, so kann man sich angesichts der thatsächlichen Wirkung, die diese Lieder ausgeübt, d. h. abgesehen von einer augenblicklich aufflammenden Begeisterung dauernd ausgeübt haben, einer gelinden Enttäuschung nicht erwehren. Goethe, der bei dem Volkslied in die Schule gegangen war und ihm sein Geheimnis abzulauschen verstanden hatte wie keiner vor ihm oder nach ihm, sagt von dieser Sammlung und damit überhaupt von dem Wert des Volksliedes in unserm Leben: „Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserm Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Haus, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Ge=

sang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden, in jedem Augenblicke der Stimmung oder Unstimmung, wo man dann immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte. Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodieen ihr Recht widerfahren zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodieen durch sie hervorzulocken. Würden dann diese Lieder nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelement, von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie, allmählich belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Teile gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen."

Um die Frage, welche Stellung das Volkslied zur Gegenwart und zum christlichen Bewußtsein einnimmt, beantworten zu können, müssen wir noch weiter in die Vergangenheit unsrer deutschen Litteratur zurückgreifen, als wir es eben mit Erwähnung des Wunderhorns ge-

than haben. Abgesehen von einzelnen Spuren finden wir eine ausgebreitete und sichere Entwicklung des Volksliedes erst vom 14. Jahrhundert an, d. h. es tritt in dieser Zeit als ein in sich schon fertiges Ganzes, bereit und befähigt, den im Absterben begriffenen Kunstgesang abzulösen, an die Öffentlichkeit. Die deutsche Poesie hatte ihre erste Blütezeit bereits hinter sich. Aus den Händen der Geistlichen, die allem weltlichen Sang abhold, bis dahin auch der deutschen Poesie ihr eigentümlich ernstes und religiöses Gepräge aufgedrückt hatten, war dieselbe im Lauf der Jahre in die Hände des unter kaiserlichem Schutz zu immer höherer Blüte gelangenden Ritterstandes übergegangen, und in dem Kampfe zwischen weltlicher und kirchlicher Macht hatte auch Sang und Dichtkunst an dem ritterlichen Stande einen wahrlich nicht schlechten Hüter und Schützer gefunden. Neben dem Einfluß, welchen die Berührung mit andern in der Poesie schon weiter vorangeschrittenen Völkern während der Kreuzzüge mit sich brachte, war es namentlich die Stellung des sangesfreudigen Geschlechts der Hohenstaufen zur Dichtkunst, die fördernd und bildend auf die ersten Anfänge weltlicher Kunstdichtung einwirkte. Nicht allein deren nächste Umgebung, auch benachbarte Fürsten und Herren, wie namentlich die Herzöge von Österreich aus dem Babenbergischen Hause und die Landgrafen von Thüringen, wetteiferten mit

dem schwäbischen Kaisergeschlecht in der Pflege der Poesie, und schufen für dieselbe so eine Blütezeit, die mit den Namen der Minnesänger, eines Hartmann von der Aue, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Ulrich von Lichtenstein u. a. m. geschmückt ist. Freilich der zuletzt genannte Name dieses mittelalterlichen Don Quixote gemahnt uns auch schon an die Zeit, da die Blüte der deutschen Kunstpoesie abzusterben begann. Die Sucht nach neuem und verderbliche Effekthascherei in Lied und Weise, Künsteleien in Wort und Versbau untergruben das glänzende Gebäude, und der Verfall der höfisch-ritterlichen Gesellschaft, wie er sich von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an immer mehr bemerklich machte, übte seine schädigende und zersetzende Wirkung auch auf die ritterliche und höfische Poesie im vollsten Maße aus. „Diese ganze höfische Kultur," sagt Scherer, „war ja in Deutschland nicht von dem markigen Stamm nationalen Lebens emporgetragen worden, und daher trat denn nach kurzer Blüte ein rasches und klägliches Welken ein. Die nur empfundene und angebildete romanische Bildung hatte im Gemüt und Geist unsres Volkes keinen festen Ankergrund gefunden. Sie siechte, sobald sie ihrer äußern Lebensbedingung, der gebietenden Weltstellung Deutschlands unter den Hohenstaufen, beraubt war, und ging, wenigstens in ihren höheren

Tendenzen, rettungslos unter in der furchtbaren, alle Kultur in Frage stellenden Zeit, welche nach dem Tode Friedrichs II. hereinbrach. Da verwilderte in dem Krieg aller gegen alle die deutsche Gesellschaft unsäglich. Die Männer überließen sich rohester Jagd= und Rauflust. Die feinen Umgangsformen wurden vergessen oder geradezu verachtet, und dafür ward der plumpste, schmutzigste Ton herrschend. Der Adel war infolge des übermäßigen Aufwands, welchen er bei Turnieren, Reichsversammlungen, häuslichen und öffentlichen Festen aller Art in Speise und Trank, Hausgeräthe und Kleidung, in Dienerschaft und Pferden entwickelt hatte, vielfach so verarmt, daß er zur Wegelagerung griff, um das Leben zu fristen. Ein wildes Räuberleben wurde auf den Burgen heimisch, ein Krieg aller gegen alle begann, und brachte eine Mißachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze mit sich, so daß ein deutscher Fürst die schändlichen Worte: „Gottes Freund und aller Menschen Feind" als ein Glaubensbekenntnis ritterlicher Männlichkeit im Munde führen durfte. In diesen brutalen Zeiten zerfiel die ritterliche Poesie; der Dichter sank zum Pritschenmeister und schmarotzenden Zotenmeister herab, welcher mit den gewerbsmäßigen Narren, mit den Hofnarren, an den Höfen um ein kärgliches Stück Brod kämpfen mußte." An Stelle dieser nun in sich selbst zusammensinkenden Kunstpoesie trat, in engem Zusam=

menhange mit dem Emporblühen und Gedeihen des Bürgerstandes, ein andres Element, das Volkslied. Nicht als ob dasselbe erst dieser Periode seine Entstehung verdankte. Diese reicht über die historische Vergangenheit zurück bis in das fernste Dunkel unsrer Vorzeit. Schon aus dem schönen Bericht des Tacitus über unser deutsches Vaterland erfahren wir von Volksliedern und Gesängen, denn solche dürfen wir ja in den von ihm erwähnten Liedern zu Ehren des erdgeborenen Nationalgottes Tuisco, wie seines Sohnes Mannus, vermuten, und die Voraussetzung, daß auch Deutschlands Befreier vom römischen Joch, Arminius, Gegenstand manches Volksgesangs gewesen, dürfte eine ziemlich sichergehende sein. Allein erhalten hat sich von alledem nichts. Der Strom der Völkerwanderung ist dahingebraust über diese Denkmäler unsrer Vergangenheit und hat in seinen Wogen alles mit sich davon getragen, dahin und dorthin, auf fremden Boden und in entlegene Länder, wo die heimatliche Poesie keinen Grund mehr fand und aus Mund und Gedächtnis der Ihrigen verschwand. Das Christentum hielt seinen Einzug in die deutschen Gaue, und im heiligen Eifer der Bekehrung suchten seine Boten alles, was an die heidnisch-sündige Vergangenheit erinnern mochte, zu vertilgen; weltliche Gesänge wurden verboten, und dafür den jungen Christen, deren manchem wohl noch das alte Heidenherz in ängst-

lich verborgener Scheu an den ererbten Göttern und Satzungen hangen mochte, geistliche Kunstpoesie als heilsamer, seelenrettender Ersatz geboten. Aber von Mund zu Mund pflanzte sich Sang und Sage fort, und um die Zeit Karls des Großen trat schon die Volkspoesie als Gegensatz zur Kunstpoesie auf. Die Sammlung der Lieder, die Kaiser Karl der Große anlegen ließ, ist verloren gegangen, ein Verlust, der um so mehr zu bedauern ist, als uns die in den Geschichtswerken des Goten Jordanes, und des Langobarden Paulus Diakonus verwebten Sagenstoffe den Reichtum dieser Erzeugnisse altdeutscher Poesie ahnen lassen. Kümmerliche Überreste nur haben sich bis heute aus dieser Periode erhalten, aus dem 8. Jahrhundert die Merseburger Heilsprüche, und als ein kostbares, noch in seinen Trümmern herrliches Gebilde aus dem Kreise der Heldensagen das Hildebrandlied, dessen Stoff sich im Volksbewußtsein bis ins 15. Jahrhundert hinein erhalten hat. Die Alliteration wich dem Reime, und als Überreste aus dieser Übergangszeit besitzen wir den Leich auf König Ludwig III. und die Normannenschlacht von 881, zugleich eine Probe des historischen Volksliedes aus jener Zeit. Des Fernern bieten uns die beiden Evangelienharmonieen, der „Heliand" und Otfrieds von Weißenburg „Krist", zusammen mit dem „Wessobrunner Gebet" und dem „Muspilli" Proben des

geistlichen Volksliedes der damaligen Zeit. Noch zeitigte die Volkspoesie ihre zwei schönsten und unvergänglichsten Früchte, das Nibelungenlied und die Gudrun, aber gleichwohl ist, um mit Uhlands Worten fortzufahren, „nicht zu verkennen, daß durch die großen, gelehrten und kunstmäßigen Dichtungskreise, die im geistlichen und Ritterstande sich herangebildet hatten, der Volksgesang mehr und mehr zurückgedrängt, daß durch solche Absonderung und neue Geistesrichtung dem Gemeinsamen, Volksmäßigen ein bedeutender Teil dichterischer Kräfte entzogen, das Gebiet geschmälert und die Aufmunterung verkümmert, daß durch die Ausbildung zu künstlicheren Liedesformen, durch die Einverleibung in umfassende Schriftwerke das Volkslied aufgesogen, und, wie es vorneherein in mündlicher Überlieferung gelebt hatte, nun um so weniger mehr von denen, die schreiben konnten oder schreiben ließen, der Aufzeichnung in unveränderter Weise wert erachtet wurde. Sowie jedoch im Lauf des 14. Jahrhunderts jene mittelalterlichen Dichtungskreise sich ausleben, rührt sich in den poetischen Leistungen der Zeit alsbald wieder die unverlorene Volksart. Es schlägt der Ton durch, es entbindet sich der Geist, darin die geschiedenen Stände sich als Volk zusammenfinden und verstehen. Bearbeitungen deutscher Heldensagen kommen hervor, denen man Wendungen und Handgriffe der Volkssänger ab-

hört, und deren altertümlicher Stil über die Zeit hinaufweist, in welcher das ausgebildete Rittertum sich dieser Stoffe zur Darstellung in seinem Geiste bemächtigte. Liederbücher vom Eingang des 15. Jahrhunderts, wie schon einige Anklänge aus dem 14. ergeben eine Mittelgattung zwischen dem abscheidenden Minnesang und dem wieder andringenden Volkstone; der Adel sowohl, der seines frühern Kunstgeschickes nicht mehr mächtig ist, als auch bürgerliche Meister, die noch an den Höfen umherziehen und noch nicht in schulmäßigen Zunftgesang abgeschlossen sind, haben sich leichteren freieren Liederformen zugewandt. Die zerfallende Kunstbildung des Ritterstandes ist ein Zeichen, daß überhaupt die glänzendste Zeit seiner Herrschaft vorüber war, der auftretende Volksgesang geht gleichen Schrittes mit dem erstarkenden Selbstgefühl des Bürgerstandes und örtlich auch der Bauernschaft. Der Kampf selbst, in dem Ritter und Bischöfe mit Bürgern und Bauern zusammenstießen, drängte zu gemeinsamer Gesangsweise, denn wie mit den Waffen traten die Stände mit Liedern sich gegenüber, und diese mußten, um zu wirken, nach allen Seiten verständlich sein; wie man sich auf demselben Felde schlug, mußte man auch mit den Liedern auf gleichem Boden stehen."

So bildete sich eine Periode, in der die Kunstpoesie der höheren Stände verstummte, die mit dem

Minnesang allmählich ihre Fortsetzung in dem einfachen Liede des Volkes fand. Es ist in diesem eine wunderbare und eben nur aus seiner Entstehung begreifliche Vermischung von Realismus und Idealismus, von historischem Wissen und naivem Fabulieren. Gleichsam in der Luft lagen dem Volke die Töne und Worte, aus denen seine Lieder entstanden, und wenn es nicht an eine Thatsache, sei es nun aus dem engern persönlichen Leben oder aus der großen Gegenwart selbst anknüpfen konnte oder wollte, so gab ihm seine Phantasie oder seine Erinnerung mannigfachen Stoff zu fröhlichem Gesang. Mit der gleichen Naivetät, mit welcher es die Hohen und Mächtigen der Erde behandelte, zieht es auch die Gegenstände seines religiösen Denkens und Glaubens in den Bereich seiner Lieder, mit der gleichen Ausführlichkeit behandelt es eine historisch-denkwürdige Schlacht und die Liebe zweier jungen Herzen. Es ist die Lust am Singen und Sagen eine so mächtige und unwiderstehliche, daß überall, wo etliche versammelt sind zur Ergötzung, ihnen Worte und Reden sich reimen zu Vers und Lied. Darum auch beim Volkslied der immer mächtig wirkende Zauber des Unmittelbaren, der uns mit dem ersten Worte schon mitten hinein in die Geschichte versetzt, von der es erzählen will; darum die natürliche Frische und Raschheit, die sich nicht durch Schilderungen und erklärende Ver-

bindungen hemmen und dämmen läßt, sondern wie ein klarer Waldbach dahinfließt, an dessen Rande im frischen Grün sich wonnig träumen und denken läßt. Und immer ist es uns, so oft wir solch ein Lied lesen oder hören, als vernähmen wir der Bäume Rauschen oder der Nachtigall Gesang; es weht uns aus ihnen jener würzige, kräftigende Hauch entgegen, den wir in vollen Zügen einatmend als Gabe der Natur und Dessen, der sie geschaffen, genießen.

Das Volk aber, das diese Lieder gesungen, war nicht der Pöbel auf der Gasse, der ja nach Herders Ausdruck nicht singen, sondern nur schreien und verstümmeln kann, es war „ursprünglich ehe diejenige Bildung eintrat, welche die Stände nicht nur nach Besitz, Macht, Geschäft, Würde, sondern nach der ganzen Form des Bewußtseins trennt, die gesamte Nation. Da ist kein Unterschied des poetischen Urteils: dasselbe Lied entzückt Bauern und Handwerker, Adel, Geistliche und Fürsten. Nachdem nun diese Trennung eingetreten ist, heißt der Teil der Nation, der von den höheren und geistigen Bildungsmitteln ausgeschlossen bleibt, das Volk. Allein dieser Teil ist das, was einst alle waren, die Substanz und der mütterliche Boden, worüber die gebildeten Stände hinausgewachsen sind, aus dem sie aber kommen. Von denjenigen, die in unbestimmter Mitte stehen, nicht mehr naiv, und doch nicht gründ-

lich gebildet oder durch die Not abgestumpft oder verwildert sind, oder das Raffinierte der Bildung ohne ihr Gegengift sich angeeignet haben, — ist nicht die Rede, sondern von der Masse, die in der einfachen alten Sitte wurzelt, die ihre Bildung auch hat, aber eine solche, welche der die Kluft bedingenden Bildung gegenüber Natur ist. Diese Masse lebt ein vergleichungsweise unbewußtes Leben. Und eben dieses Traumleben, dies dämmerige Waldesdunkel (des Volksgemüts) ist die wahre Geburtsstätte des Volksliedes. In diesem Boden wächst „jene Kunst ohne Kunst", deren Grundzug die Schönheit der Unschuld ist, die „nicht sich selbst und ihren heiligen Wert erkennt". (Vischer, Ästhetik III, 1357.) Und ähnlich, mit dem feinen Gefühle des Dichters, läßt sich Uhland über den Zusammenhang zwischen Natur und Mensch vernehmen: „In den ursprünglichsten Volkszuständen wurzelt eine der deutschen Volkspoesie zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenschaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Teilnahme gezogen ist. Blättert man nur im Verzeichnis der Liederanfänge, so grünt und blüht es allenthalben. Sommer und Winter, Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel und Waldtiere, Wind und Wasser, Sonne, Mond und Morgenstern erscheinen bald als wesentliche Bestandteile der Lieder, bald wenigstens im Hintergrund, oder als Nah-

men und Randverzierung. Die schönsten unsrer Volkslieder sind freilich diejenigen, worin die Gedanken und Gefühle sich mit den Naturbildern innig verschmelzen; aber auch wo diese mehr in das Außenwerk zurücktreten, selbst wo sie nur noch herkömmlich und sparsam geduldet sind, geben sie doch immer dem Liede eine heitere Färbung; wenn sie völlig absterben, geht es auch mit der deutschen Volksweise zur Neige. — Das altgermanische Sonderwohnen am Quell, im Feld und Holz ergab einen täglichen trauten Verkehr mit allem, was im Freien sichtbar und regsam ist; dieses ländliche Einzelleben setzte sich im Burgwesen fort, das nur stolzer und weitschauender in Wind und Wolken hinausgebaut war. Von den Einflüssen dieses Naturverkehrs, von der angestammten Wald- und Feldlust war nun das deutsche Leben auch in allen geistigen und sittlich-geselligen Richtungen durchdrungen. Laut der frühesten Kunde vom religiösen Geiste der Germanen faßten sie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, sondern verehrten ein Unsichtbares im Schatten geweihter Haine; so verwob sich ihnen das heiligste Geheimnis des ahnenden Geistes mit dem Eindruck der tiefgrünen Waldesnacht. Jährlich wiederkehrende Volksfeste behielten auch in christlicher Zeit das Gepräge, den sinnbildlichen Aufschmuck alter Naturfeiern. Das deutsche Recht, wie es zu großem Teile das Eigentum und die

Nutzungen an Feld und Forst, Jagd und Weide, Fluß und Teich betrifft, so ist es auch in seinen Bezeichnungen, Formeln, Symbolen voll der lebendigsten Naturanschauung. Von den Künsten ist es nicht bloß die Poesie, die, auf dem Lande und umwaldeten Burgen erwachsen, davon ihre grüne Farbe trägt; der alten Musik wird es nicht an Nachhallen des Jägerschreis und Berghirtenrufs fehlen; aber auch diejenigen Künste, die innerhalb der städtischen oder klösterlichen Ringmauern groß geworden sind, verleugnen nicht das tiefgepflanzte Naturgefühl: die deutsche Baukunst auf ihrem Höhepunkte hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgesetzt; die Malerei hat, während sie dem menschlichen Angesichte den reinsten Seelenausdruck gab, die Hinterwand durchbrochen, die Aussicht in das Grüne aufgethan, und dadurch die alte Verbindung des Geistes mit der Natur wieder hergestellt; ja sie hat weiterhin für die Landschaft ein engeres Fach ausgebildet, in welchem, wie in jenen Götterhainen, der Geist unsichtbar seine Nähe fühlen läßt."

Gewaltig und seiner frischen Jugendkraft sich freuend war das Volkslied in die durch den Verfall der Kunstpoesie entstandene Lücke eingetreten; mit sichtbarem Behagen hatte sich das Volk dem Adel gegenübergestellt. Allein es kam eine Zeit, wo auch seine Töne verstummt

waren, wo es über deutschen Landen wie ein schwerer Druck lag, der jede freie Regung, jeden Aufschwung der Gedanken hemmen und unterdrücken sollte. Gerade die Zeit vor der Reformation, das ausgehende Mittelalter, dessen Blüteperiode zuletzt, nachdem Glanz und Herrlichkeit des Adels in sich zusammen gesunken, nur noch auf dem kräftigen Sinn des Bürgertums mit seiner Arbeit geruht hatte, ließ auch das Volkslied verstummen, obwohl ehrsame Bürger und Handwerker in der Pflege des Meistergesangs einen Ersatz hiefür zu finden hofften. Aus dem Volke, das noch vor wenigen hundert Jahren wohl gehorsam die Kirche verehrte, daneben aber auch in rüstigem und emsigem Schaffen und Genießen sich in vollen Zügen seines Lebens freute, war nun eine Masse geworden, die versunken entweder in rohe Sinnlichkeit oder dumpfe und stumpfe Bigotterie, sich selbst verloren, und Dank einem hierarchischen Gewaltsystem den lebendig und poetisch schaffenden und gestaltenden Trieb in sich unterdrückt hatte. Vorher hatte es sich einer Kraft rühmen können, die es in diesem Zeitalter verlor, um sie als bestes Geschenk erst wieder von der Reformation zu empfangen. In fest geschlossenen Vereinen, wie wir sie in den Zünften mit all ihren Sitten und Gebräuchen erblicken, hatte es sich gegen alle Einflüsse, die seine Freiheit und Selbständigkeit schädigen konnten, abgeschlossen. Es

trug seine Sprüche und seine Lieder von einer Stadt zur andern, und wie ihm in der folgenden Periode die Reformation die Notwendigkeit vor Augen stellte, den hierarchischen Anmaßungen gegenüber seine Kraft und Wahrhaftigkeit zu wecken und sich von schmählichen Fesseln zu befreien, so war es in dieser ersten Blütezeit des deutschen Volksgesanges durch die politischen Verhältnisse, die ungerechten Eingriffe des Adels und des Patriziertums in seine Rechte, dazu gedrängt worden, in festem Anschluß der einzelnen an einander denselben Widerstand zu bieten. Darum hatte auch die poetische Kraft, die im Volke steckt, sich geregt und ans Licht gedrängt, und war begünstigt worden durch all die Einrichtungen der Zünfte und die Verbindungen der einzelnen Glieder untereinander. Aber diese schöne Blüte war jetzt dahingewelkt, und was so fest verbunden geschienen für alle Zeiten, hatte sich getrennt und gelöst. An die Stelle des Adels und des Patriziertums war die Geistlichkeit getreten, und ihr war es, langsam aber sicher, gelungen, um das freie Volk und die freien Gedanken ihre Bande zu schlingen, daß es dahinwandelte in dumpfer Gedankenlosigkeit, bis Luther auftrat. Dazu waren Krieg und Pestilenz aller Art über die deutschen Gaue dahingezogen und dem Volke, dessen geistige Selbstthätigkeit sich in den denkbar engsten Schranken bewegte, mußten allerhand schreckvolle Ereig-

nisse, wie die unheimlichen Heuschreckenzüge und immer wiederkehrende Teuerungen, als ein Zeichen dienen, daß Gott den Menschen und deren tiefer Sündhaftigkeit zur Strafe dem Teufel eine Zeitlang Herrschaft gegeben.

Da trat Luther auf, und die Thatsache, daß von dieser Periode an eine neue Blüte des Volksliedes beobachtet werden kann, zeigt wohl am deutlichsten, daß die Reformation nicht allein das Gewissen des deutschen Volkes, dessen Schützerin sie ja vor allem war, befreite von dem Zwang kirchlicher Autorität, sondern, daß sie auch allen, die bis dahin die Welt nur mit den Augen der Kirche gesehen, und in ihr nur Sünde und Verderben gefunden hatten, die Augen öffnete, also daß sie wie ein großer sonniger Garten vor dem erstaunten Blick lag, und der Jubel über diese Pracht Töne suchen und finden mußte, wie sie im Volkslied erklingen. Das deutsche Volk wurde durch die Reformation wiederum auf seine eignen Füße gestellt, und befreit von dem Gängelband der Kirche und Geistlichkeit. Anstatt dem Priester nur dem eigenen Gewissen und Gott Rechenschaft schuldig, und so mit seinem ganzen Leben und Denken, mit all seinen Freuden und Leiden sich selbst zurückgegeben, sah es auf einmal aus dem Boden, auf dem es stand, die herrliche Blüte deutschen Sinnes und deutschen Gemütes, deutschen Lebens und Glaubens emporsteigen.

„Jetzt mußten," sagt Liliencron, „die Schranken fallen, mit welchen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit bisher umhegt geblieben waren. Von den Universitäten aus durch die Humanisten geschah hiezu der erste Schritt. Unaufhaltsam aber stürmte hinter ihnen her der Volksgeist in die Bresche hinein, welche sie in das alte System gebrochen hatten. An der Schwelle des 16. Jahrhunderts erhob sich in Deutschland die öffentliche Meinung mit dem starken Selbstgefühl, ein Auge und eignes Urteil für alle Dinge zu besitzen, mit dem Begehren, in eigner Sache auch selbst als Richter aufzutreten, mit tief erschüttertem Mißtrauen gegen alle Autoritäten. Sie sah und wußte, daß, während Kirche und öffentliches Leben tief und trostlos zerüttet waren, und der Verstand der Verständigen, der es dahin hatte kommen lassen, vergebens nach Heilung für diese Schäden suchte, vieles von dem, was sich ihr bisher in vornehmer Unverständlichkeit entzogen hatte, sich in den Nöten des praktischen Lebens nur als unfruchtbare Afterweisheit erprobte. Darum sollte jetzt vom Volke selbst in seiner Allgemeinheit eine neue Kraft ausgehen, und die so lange vergebens gesuchte Reformation an Haupt und Gliedern, in Kirche und Staat vollziehen. Die Humanisten und die Vorkämpfer der kirchlichen Bewegung kamen diesem Drängen mit offenen Armen entgegen; sie erkannten an, daß die wahren Schätze des

Wissens in gewisser Art geeignet und berufen seien, ein Gemeingut aller zu werden, und daß selbst die großen und schwierigen Fragen des Glaubens und der Kirche, wenn man sie nur richtig stelle und fasse, vor das Forum nicht sowohl des allgemeinen Menschenverstandes als vielmehr des Gewissens der Gemeinde gebracht werden könnten und müßten. So traf von beiden Seiten die Bewegung in einem Punkte zusammen. Während Teilnahme und Verständnis des Volkes sich auf die höchsten kirchlichen und politischen Fragen richtete, bildete sich in den Kreisen der Gelehrten und der kirchlichen Vorkämpfer ein durchaus volkstümlicher Ton und eine oft wunderbare Kunst aus, die schwierigsten Fragen in populärer Weise zu behandeln. Diese Männer selbst, ja man kann sagen, alle Welt fühlte und dachte in dieser Zeit wirklich und in Wahrheit volkstümlich. Das ist es, was ihrem Ausdruck die zwar oft breite und nicht selten platte, doch immer praktisch treffende Verständlichkeit, ihrem Ton jenen unvergleichlich gesunden und derben Humor, ihrer litterarischen Thätigkeit jene hinreißende und durchschlagende Gewalt verlieh."

Es regten sich im Innern des Volkes Kräfte, die es nie gekannt: fröhlicher Sang erhob sich allenthalben in Streit und Frieden, und männiglich ermunternd und ergötzend, aber immerdar Gott die Ehre gebend, ertönte mitten drinne die Stimme des Doktor Martin

Luther! Und diese Zeit, darinnen es nach dem freudigen Bekenntnis eines Ulrich von Hutten eine Lust war zu leben, bot der jungen, bildenden und gestaltenden Kraft mannigfachen Stoff, den das Volk nun überall auf Weg und Steg in seinem bescheidenen Leben fand und ergriff. In der Werkstatt und draußen auf der Feldwacht beim nächtlichen Lagerfeuer sang das Volk sein Leid und seine Freude, sein Sehnen und sein Hoffen. Fliegende Blätter trugen manches Lied von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus: auf dem Felde und im Walde hörte man singen und sagen von Liebeslust und Liebesnot, von Krieg und schwerer Zeit, vom Papst und von Luther, spottend und höhnend, zürnend und mahnend. Und überall schritt dem Lied zur Seite jung und kräftig die neue evangelische Lehre und pochte, Einlaß begehrend, an Haus und Hütte! Hiemit denn ward auch das Volkslied seinem höchsten Zweck und seiner edelsten Bestimmung gerecht; es wird der Ausdruck einer innerlichen Freiheit, wie sie nur im Schutze und im Lichte des echtchristlichen Bewußtseins gedeihen kann. Der Mensch, der nun seinem Gott Auge in Auge gegenüberstand, der, wie ihn das Beispiel seines großen Lehrers Luther anwies, mit diesem reden durfte, wie ein Mann mit seinem Freunde, war eben nun in seinem ganzen Wesen bis in die innerste Herzensfalte hinein ein anderer, als der, der sich an

der Hand seines Priesters zitternd und zagend vor Gott gestellt und nur durch die Vermittelung der Kirche, sei es nun durch Ablaß oder Fürbitte der Heiligen, sich das Recht einer von ihr anerkannten Existenz gesichert hatte. Und da nun das Volk ebenso ein Dichter von Gottes Gnaden ist, wie die besten Dichter einer Nation, und da gerade hier, wo des Menschen innerstes Denken und Fühlen sich in Worte kleiden soll, das erste Erfordernis die Freiheit ist, so läßt sich auch leicht erklären, warum zu jener Zeit, da die Lehre von eines Christenmenschen Freiheit sich allgewaltig Bahn brach, auch das Volkslied sich in seiner herrlichsten Blüte entfaltete.

Die Reformation und die aus ihr hervorgehenden Kämpfe, die endlich im dreißigjährigen Krieg ihren vorläufigen Abschluß finden sollten, bildeten einen Boden, auf dem sich namentlich auch das historische Volkslied, in seiner Blüte entfalten und immer breiter ausdehnen konnte; nicht zu unterschätzendes Material für eine Charakteristik dieser, wie überhaupt einer jeden Periode, in der es auftritt. Da waren es alle die Fürstlichkeiten in ihrer Gesinnung zur Reformation, da war es der Statthalter Christi selbst und neben ihm die mächtige Gestalt des Reformators, es war die Herrschaft und der Untergang der Wiedertäufer, da war es neben all dem Streiten für und wider die evangelische

Sache und den mannigfachen Fehden und Kriegen, die sich daran knüpften, in Schwaben namentlich die Gestalt Herzog Ulrichs und der ganz Süddeutschland durchziehende Bauernkrieg, wovon es erzählt. „Ein andres Lied," sagt Liliencron über das historische Volkslied, „löst sich von der Empfindung des Herzens, aus der es hervorquillt, wie die reife Frucht vom Baume ab; es duftet und schmeckt und keimt in seiner Art fort in andern Gemütern. Das geschichtliche Lied dagegen hängt fester und unlösbarer mit der Begebenheit zusammen, die den Sänger zum Singen stimmte. Innerhalb des Laufes der Ereignisse entsteht es gewissermaßen selbst wie ein Stückchen dieser Geschichte; es ist selbst eine Seite des lebendigen Treibens, welches sich zugleich in ihm abspiegelt. Es wird nicht gedichtet, um Unkundige über das Geschehene zu belehren, sondern wendet sich an solche, die in dem eben Geschehenen mitleben und mitwirken, bald um die gemeinsame Freude über einen Sieg zu feiern, bald um dem Zorn über die Ergebung bei einer Niederlage Worte zu leihen, um den Freund zu feiern, um den Gegner mit Hohn und Spott zu überschütten, immer aber mit der Absicht, die Gemüter der Hörer zu stacheln und zu stimmen, zu treiben und zu heben." Aehnlich spricht sich Johannes Falk in seiner Vorrede zu Herders „Stimmen der Völker in Liedern" aus: „Historische Lieder vergegenwärtigen besser

als unsre in Paragraphen abgeteilten Geschichtsbücher; das Volk will im Geiste die Thaten seiner Vorfahren erleben, schauen und sich dadurch zu ähnlichen Heldenthaten anfeuern. Der tote Gedächtniskram in Büchern, das Herplappern von Formeln ohne Charakter, von Namen ohne Wesen, die unnütze Anhäufung von Daten und Jahreszahlen, kurz alles das, was wir in der Regel einen gründlichen Vortrag der Weltgeschichte zu nennen belieben, mitunter auch oft in Tabellen gebracht unsre Kinder mit unsäglicher Mühe auswendig lernen lassen, dies gelehrte Dekokt kann keinen entscheidenden Einfluß auf das Leben behaupten, oder eines jener alten Lieder ersetzen, die gleich Adlern mit feurigem Flügelschlag den Pionieren unsrer Vorfahren voranflogen. Siehe da, was die echte Wirkung der Dichtkunst ist, die eine ganze Nationalgeschichte in ein paar kurze Lieder zusammenfaßt! Das sind denn auch zugleich Volkslieder, aus der großen Freischule, die zwischen Himmel und Erde, Berg und Thal von einem gehalten wird, der besser weiß, worauf es ankommt, als unsere pädagogischen Künstler."

Allen voraus mit Sang und Lied schritt das kampfesfreudige, freilich auch rohe und ungebändigte Volk der Landsknechte, die bekannte Schöpfung des Kaisers Maximilian, aus deren Mitte das heute noch ob seiner dramatischen Lebendigkeit und Wahrheit interessante Lied

von der Schlacht bei Pavia erklang. Sie war „der höchste Triumph der deutschen Landsknechte, welche in derselben unter Georg von Frundsberg (im Liede: Herr Jörg) ihre Überlegenheit über die seit mehr als einem Jahrhundert für unüberwindlich gehaltenen Schweizer glänzend bethätigten. Das Lied atmet denn auch in jeder Strophe, fast möchte man sagen, in jeder Zeile die Siegesfreude und den Siegesstolz dieser Truppen, welche sich bis dahin, trotz des Tages von Marignano, von den Schweizern hatten auf die derbste Weise müssen verhöhnen lassen. Diese hellaufleuchtende Siegesfreude gibt denn auch dem Liede eine rasche Bewegung und eine Frische, die man nicht verkennen darf, wenn man gleich seinen sonstigen dichterischen Wert nur sehr mäßig anschlagen kann; es nähert sich das Lied in der Aufzählung so vieler Einzelheiten beinahe schon den bereits im 16. Jahrhundert zahlreichen, im 17. Jahrhundert noch häufiger werdenden Zeitungsliedern, welche die Begebenheiten in trockenster Prosa aufzählen; hier wird jedoch die Aufzählung an den meisten Stellen durch einen jedesmal beigefügten lebhaften Zug wieder gut gemacht. Durchaus volkstümlich, hat die Poesie der Landsknechte ihren eignen Reiz. Geldnot und reiche Plünderung, blutige Wunden und Verstümmelungen, das Schwelgen im Genuß und Wohlleben, ein jäher Tod auf dem Schlachtfeld und ein kurzes Liebesglück,

wie es dem durch alle Lande fahrenden Söldner beschieden war, der Ruhm ihrer Feldherren, denen sie mit ganzer Seele ergeben waren, des Hohenzollern Eitelfritz, Hederlin, der Brüder Jakob und Max Sittich von Ems, Georg und Kaspar von Frundsberg, Sebastian Schärtlin, Konrad von Boyneburg und Franz von Sickingen, besonders aber „ihres lieben Vaters“ Georg von Frundsberg, boten wahrlich eine Überfülle von Stoff zu Sang und Lied. Und wenn schon damals, in Schlacht und Krieg, Reiter und Soldat gar oft ein frisches Lied von Leid und Freud ihres Standes gesungen hatten, so tönte noch vielmehr, als für sangeslustige Menschen ein so übergewaltiger, die ganzen Grundlagen alles menschlichen und bürgerlichen Daseins erschütternder Stoff im dreißigjährigen Krieg gegeben war, das Lied nur um so lauter und reichlicher, gesungen von der bunten Schar aus aller Herren Ländern. Freilich andre Gattungen unseres Volksliedes, das Liebeslied und die Romanze hatten um diese Zeit längst ihren Höhepunkt überschritten; aus der Jugend, der ja diese angehören, war auch unser Volk in Kampf und Streit ins Mannesalter übergetreten, und nicht mehr in sorglos-fröhlichem Dasein konnte es des Lebens und seiner Freuden in Lust und Liebe genießen, Krieg und Fehde waren weltbeherrschend geworden und vor ihnen zog sich der leichte Sang zurück, um dem ernsten, gewichtig

einherschreitenden historischen Volkslied die Herrschaft abzutreten. Ihm blieb fortan auch der Vorrang, und während wir nun das sonstige Volkslied beinahe abgeschlossen vor uns haben, fließen dagegen dem historischen Volkslied immer neue und neue Quellen zu, also daß es gleich einem mächtigen Strom dahinbraust, von dessen Ufern Krieg und Kriegsgeschrei, Kanonendonner und Siegesjauchzen bis zu uns herübertönen. Als der dreißigjährige Krieg zu Ende war, als in unsrer deutschen Litteratur jene Periode begann, wo sich trockene Gelehrsamkeit und pedantisch=nüchterne Reflexion breit machten und sich für die echte und wahre Poesie ausgaben, da zog sich das frische Kind des Volkes scheu und erschreckt zurück und verschwand für lange aus dem Gesichtskreis der Deutschen. Nur die mannigfachen politischen Ereignisse boten da und dort noch Stoffe zu einem Lied. Klagen über die Ohnmacht und Zerrissenheit unsres deutschen Vaterlandes, die Türkenkriege mit der Heldengestalt des Prinzen Eugen, die Persönlichkeit des großen Kurfürsten, der Fall Straßburgs, der nordische Krieg und der spanische Erbfolgekrieg enthielten mannigfachen Stoff für das historische Volkslied, und als dann die Zeit des siebenjährigen Krieges hereinbrach, und die Wage des Kriegsglückes sich bald nach der einen, bald der andern Seite hob oder senkte, da fand die Sangeslust wiederum Nahrung

und in der Gestalt des Preußenkönigs eine Persönlichkeit, die freilich selbst ohne jegliches Verständnis für deutsche Poesie, doch für all die zahlreichen und die jedesmalige Stimmung getreulich wiederspiegelnden Kriegslieder den schönsten Mittelpunkt bildete. Nicht die von Lessing so gelobten „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers", nicht die Oden eines Ramler, des von seinen Zeitgenossen als moderner Tyrtäus Gepriesenen, umgaben den Heldenkönig mit einem solchen Schimmer poetischer Verklärung und Verherrlichung, wie das Kriegs- und Soldatenlied seiner Zeit gethan hat. „In der That, ohne Kenntnis dieser echt volkstümlichen Poesie, welche damals oft so lebendig bei Freund und Feind sprudelte, erhalten wir auch kein allseitig getreues Bild jenes merkwürdigen Krieges; und wer es weiß, wie dergleichen Lieder mitten im Volksdrange der Ereignisse nur aus tief bewegter Brust hervorquellen, der wird diese Lebenszeugnisse einer Zeit hoch anschlagen, in der jahrelang so tötlich gegen einander gekämpft wurde. Nicht die historischen Thatsachen in diesen Liedern nehmen unsre Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch — diese sind oft höchst mangelhaft und ungenau darin angegeben, — sondern die Tüchtigkeit der Gesinnung, ihre Begeisterung, ihr unerschütterlicher Mut in allen Lagen, ihr unverwüstliches Siegesvertrauen auf den überlegenen Feldherrngeist des obersten Kriegsherrn.

Eines so gesinnten Heeres bedurfte der große König, um das zu erreichen, was er so glorreich vollbrachte.

Für die Neuzeit bedurfte es der Stimme eines Mannes wie Herder, es bedurfte das Auftreten eines Goethe, um mit einem Male der staunenden Welt das Volkslied vergangener Zeiten vor Augen zu stellen, und ihr zu zeigen, was sie einmal gehabt habe, und was sie nun wiederum erst erwerben müsse. Das ging nun freilich nur Schritt vor Schritt! Spott und Hohn stellten sich hemmend und hindernd in den Weg. Es trat die Schreckensgestalt des ersten Napoleon auf, Deutschland lag in tiefster Schmach und Erniedrigung, und erst dreißig Jahre, nachdem Herder seine Stimme für das Volkslied erhoben, und Goethe sich freudig als seinen Schüler bekannt hatte, gelang es Arnim und Brentano mit ihrer Sammlung, demselben wieder Geltung und Wertschätzung zu erringen. Es fällt uns Kindern einer nüchternen und aller herzlichen Bewunderung gegenüber unerbittlich kritischen Zeit schwer, die Begeisterung zu begreifen, mit der diese Lieder, wie jede Entdeckung und Enthüllung unsrer Vergangenheit, in jenen Tagen begrüßt wurden. Und doch entsprang diese Arbeit und Freude nur dem Streben der Besten unter unserm Volk, über dem Anschauen und sich Versenken in eine der dunklen Gegenwart gegenüber nur um so hellere und freudigere Vergangenheit den Jammer und

das Elend, das damals über den deutschen Landen lag, zu vergessen. Freilich auch dem kühnen und zuversichtlichen Hoffen, daß es ihnen gelingen werde, die alte Kraft und Heldenhaftigkeit, die ihnen hier entgegentrat, wieder wachzurufen zum Dienste der Freiheit und zur männlichen Hilfe beim Sprengen der Bande, in denen sie deutsches Herz und deutschen Sinn gefesselt sahen. Man darf ja nur Namen nennen, wie die Grimm, Uhland, von der Hagen, Meusebach, Görres, Arnim und Brentano, um sich sogleich zu vergegenwärtigen, wie diese alle, wenn auch von verschiedenen Richtungen her, doch dem einen Ziele nachstrebten, das Arnims Worte andeuten: „Etwas Höheres, das goldene Vließ, das allen gehört, was den Reichtum unsres ganzen Volkes bildet, wiederzufinden, das was seine eigne innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeiungen und Melodien. Wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet hat, was alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des großen neuern Volks der Deutschen. Das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mahl der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Renn-

bahn des Lebens. Wir wollen wenigstens die Grundstücke legen und, was über unsre Kräfte, andeuten, im festen Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchsten fortführen, und Der, welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen." — Es ist freilich von Männern, denen ein nüchternes wissenschaftliches Forschen und Sammeln mehr zu Gebot stand als den beiden Romantikern, gerade auf dem Gebiete des Volksliedes Bedeutenderes geleistet worden, und eben die Periode von dem Erscheinen des Wunderhornes an bis herab auf die Gegenwart ist für das Volkslied wesentlich eine Zeit seiner Wiederbelebung und der verschiedenartigsten Versuche von gelehrter und nicht gelehrter Seite, demselben die einstmals im Leben unsres Volkes eingeräumte Stellung wiederum zu gewinnen.

Zweimal ward uns in diesem Jahrhundert die Gelegenheit zur Wiederbelebung des deutschen Volksliedes gegeben. Einmal da, als der erste Napoleon, einem Strafgericht Gottes gleich, emporstieg und mit eiserner Macht seinem Willen Bahn brach. Lange lag sein Druck auf dem deutschen Land und die Edelsten unter uns mußten sich ihm beugen. Aber als nun der Sturm gegen ihn losbrach, als die Flammen begeisterten Zornes emporschlugen, da leuchteten sie wohl auch grell hinein in das tiefe Dunkel unsres Lebens und aus allen Gauen ertönte der Ruf nach einer Wieder=

belebung dessen, was einem Volke allein seine dauernde Kraft geben kann, nach einem nationalen Bewußtsein. Aber das Volk selbst blieb stumm in diesen Tagen der Begeisterung, es lauschte wohl den Liedern seiner Dichter und sang sie mit, aber es hatte die Kraft nicht mehr, aus sich selbst heraus mit frischem fröhlichem Sang zu künden, was ihm Herz und Sinn bewegte. Man vernahm wohl manches Lied für das Volk, aber kein Volkslied mehr. Und stumm blieb es die langen Jahre hindurch; die Träume waren verschwunden, die Begeisterung war verflogen, und mit ihr verloren das, was man von ihr erhofft hatte. Es kam eine Zeit, da Deutschland wiederum mit seinem Erbfeinde rang, und in einer Reihe glänzender Siege die Schmach von Jahrhunderten mit Blut abwusch, — wir sahen in gewaltigen Schlachten die Söhne unsres Landes kämpfen und fallen! Die Begeisterung schwang sich in dieser Zeit in kühnem Fluge empor. Aber haben wir unter all den Liedern und Sängen, die zur Ehre unsres siegreichen Heeres ertönten, auch nur eines vernommen, das ein Volkslied gewesen wäre; das keck und kunstlos ersonnen, hinausgeklungen wäre, sich von Mund zu Mund und von Herz zu Herzen fortpflanzend? Die daheim blieben, haben wohl manches Lied erdacht und gesungen, das groß und herrlich einherklang; aber es reichte nicht hinaus ins Feld und ins Lager; es war

kein Lied für die einsame Feldwacht oder eine fröhliche Genossenschaft. Nicht einmal das Lied von der Wacht am Rhein möchte ich ein Volkslied nennen; es lag wohl auf allen Lippen und klang von aller Munde, aber ist es ein Volkslied? Nimmermehr! Seine Gedanken und Bilder sind poetisch, aber sie sind modern; seine Sprache ist eine prächtige, aber nicht die des Mannes aus dem Volk; seine Wirkung ist eine begeisternde, aber keine nachhaltige, die jener schlichte Sang hat. Wir haben ja wohl eine ganze Reihe sogenannter Volkslieder aus unsrer Zeit, d. h. Lieder, die aus der modernen Gesellschaft hinaus auch ihren Weg ins Volk gefunden haben. Aber geprüft mit Ernst und Unbefangenheit und gemessen an dem echten und wahren Volkslied, stehen sie diesem gegenüber wie ein totes Bild der lebenden Natur! Wir haben noch wirkliche und echte alte Volkslieder, aber diese haben ihren Boden verloren, und anstatt draußen in Wald und Feld oder daheim in der Spinnstube ertönen sie als Pracht- und Prunkstücke in den Salons vor einer Zuhörerschaft, die allem andern ein besseres und innigeres Verständnis entgegenbringt als dem Leben des Volkes und seinen Gefühlen, die in diesen Liedern ihren echtesten Ausdruck gefunden.

Vieles ist seit Herder und dem gemeinsamen Wirken von Arnim und Brentano für das Volkslied, das

Vermächtnis vergangener Zeiten, gethan worden. Die Forschung und Ergründung der alt- und mittelhochdeutschen Sprache und Litteratur, wie sie, namentlich auch durch die Romantiker angeregt, durch die Gebrüder Grimm zu einer selbständigen Wissenschaft ausgebildet, und von Männern wie Uhland fortgehegt und gepflegt wurde, hat sich mit besonderer Vorliebe auch dem Volkslied zugewandt, und hier eine Reihe von Sammlungen ans Tageslicht gebracht, die uns den besten Einblick in den Reichtum auf diesem Gebiete verschaffen. Neben Uhlands „Sammlung alter hoch- und niederländischer Volkslieder", mit seiner herrlichen Abhandlung über dieselben, neben den schon früher erschienenen Sammlungen von Büsching und von der Hagen, von Görres und andren waren es in der neueren Zeit namentlich Simrock, Scherer, Hofmann von Fallersleben, Vilmar mit seinem Handbüchlein, von Ditfurth mit seinen Sammlungen aus verschiedenen Jahrhunderten und Gebieten, Rochus von Liliencron mit seiner durch treffliche Einleitungen und historische Schilderungen in sich verbundenen Sammlung des historischen Volksliedes der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, und Böhme mit seinem altdeutschen Liederbuch, die sich auf diesem Gebiet unsrer Nationallitteratur hervorragende Verdienste erworben haben. Nicht geschmälert soll dadurch Lob und Ruhm derjenigen werden, die sich auf einzelne Stämme und Ge-

biete in unserm großen deutschen Vaterland beschränkend, bewiesen haben, daß auch da und dort noch die alten Weisen und Töne erklingen, und daß in deutschem Sinn und Gemüt auch heute noch etwas fortlebt, das, durch aufmerksame Pflege gehoben und gefördert, schöne Früchte in Sang und Lied zeitigen könnte. Da ist die Sammlung von Volksliedern aus dem Odenwald, welche Major Wilhelm von Plönnies in Darmstadt veranstaltete, Tobler mit seiner Sammlung schweizerischer Volkslieder, Birlinger und Ernst Meier mit denen aus Schwaben, Schade mit Thüringen, Grün mit Krain, Kobell mit Oberbaiern, Rank mit dem Böhmerwald, Stöber mit Elsaß, und noch so manche andre, die teilweise auch dem musikalischen Element im Volksliede eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben und bemüht gewesen sind, die ursprünglichen Melodieen zu erforschen und wieder herzustellen. Daß da, wo es sich um die Melodieen zu Volksliedern handelt, die Namen eines Silcher und Erk, des erstern mit seiner „Sammlung deutscher Volkslieder“ und des letztern mit seinem „Liederhort“ und seinen „deutschen Volksliedern mit ihren Singweisen“ sowie ihren eignen, aus dem Studium des Volksliedes hervorgegangenen Kompositionen nicht vergessen werden dürfen, ist ja wohl selbstverständlich. Wir würden ja ein wesentliches Element im deutschen Volkslied übersehen, wenn wir ge-

rade den musikalischen Teil mit Stillschweigen übergehen wollten, und ich verweise zur nähern Orientierung hierüber auf das schon oben erwähnte altdeutsche Liederbuch von Böhme mit seiner diesbezüglichen Einleitung. Ambros in seiner Geschichte der Musik gedenkt in begeisterten Worten des Volksliedes: „In der Geschichte der europäisch-abendländischen Musik ist das Volkslied von höchster Wichtigkeit: es bildet neben dem Gregorianischen Gesange die zweite Hauptmacht. Es war der unerschöpfliche Hort, dem die größten Meister des Tonsatzes die Melodieen entnahmen, welche sie nicht blos weltlich zu kunstvollen mehrstimmigen Liedern ausbildeten, sondern auf welche sie selbst geistliche Tonstücke der größten und ernsthaftesten Art, ganze Messen u. s. w. aufbauten. Der Gregorianische Gesang und das Volkslied waren sichere Führer und bewahrten die Kunst vor der Gefahr, sich ins Ziel- und Bodenlose zu verlieren."

Ebensowenig darf aber hier ein noch nicht erwähnter Zweig des Volksliedes vergessen werden, das geistliche Volkslied. Sein Verhältnis zum Kirchenlied ist schwer zu bestimmen. Denn nicht alle Kirchenlieder, sondern nur ein sehr kleiner Teil der Gesangbuchstexte, und zwar niemals die dogmatischen Lehrgedichte, wurden vom Volk aus freiem Antrieb gesungen; sie waren von Geistlichen für den Kultus gedichtet. Wenn aber

ein geistliches Lied auch außerhalb des Kultus Existenz im Munde des Volkes erworben hatte, in fliegenden Blättern verbreitet ward, so darf man annehmen, daß es ein wirkliches geistliches Volkslied war. Der tief-religiöse Sinn der Deutschen hat das geistliche Lied volkstümlich gemacht. Sein Stoff ist zwar fremdartig, von außen in das Volksbewußtsein hineingetragen, gleichwohl hat das poetische Volksgemüt denselben (mit einer gewissen Beschränkung und Ausscheidung alles rein Dogmatischen und Kirchentümlichen) für seinen Bedarf herangezogen, und sich zurecht gelegt. Nur das, was von der Kirche nicht in ihren unmittelbaren Dienst gezogen ist, sondern wie ein Waldbruder im Freien lebt, kann man geistliches Volkslied nennen. Es ist zum Teil von hohem Alter und manches davon gehört zu den duftigsten Blüten des Volksgesanges.

Frühzeitig, schon im 9. Jahrhundert, treten neben den uns nur aus historischen Zeugnissen-bekannten, aber in Text und Weise verloren gegangenen weltlichen Volksliedern auch geistliche hervor, die zwar nicht zum Gebrauch in der Kirche bestimmt waren, wohl aber bei allerlei ernsten Gelegenheiten (Wallfahrten, Bittgängen, Reisen, Kreuzzügen) häufig Anwendung fanden. Auch Ketzer und Mystiker rechneten gern auf des Volkes Neigung zum Gesang, und suchten durch Liedform ihren Lehren Eingang zu verschaffen. Wirksamer erwiesen

sich im 14. Jahrhundert die Lieder der Geißler oder Flagellanten; der durchs ganze Mittelalter sich hinziehende mönchische Glaube, daß durch den Kampf mit der sinnlichen Natur die Seele den Eingang zum himmlischen Reiche gewinne, — ferner die biblische Geschichte, die Heiligenlegende und der Preis der wunderthätigen Mächte füllt beinahe allein den frühesten geistlichen Volksgesang, und gibt ihm eine lähmende Düsterheit, die bis zur Reformation vorherrscht.

Anfänglich war der christliche Stoff blos Gegenstand der lateinischen und deutschen Kunstdichtung in Klöstern; das Volk hatte keinen Anteil am Gesang im katholischen Kultus, sondern sang lange Zeit bei festlichen Gelegenheiten nur sein „Kyrie eleison". Im 12. Jahrhundert und den folgenden Zeiten werden jedoch deutsche geistliche Lieder und Weisen vor der Schlacht angestimmt, weil der gute Christ im Namen Gottes streitet. „Kyrie eleison" klang es vor dem Zusammenschlag der Schwerter. — Als der kirchliche Zwang abgestreift, und der Deutsche inne wurde, daß er die Gottheit in seiner Muttersprache anbeten dürfe, kehrte sich die Volksdichtung dem Religiösen zu. Schon im 15. Jahrhundert wurden lateinische Kirchengesänge in deutsche Sprache umgedichtet, und zur Privaterbauung auch schon einzelne an hohen Kirchenfesten gebraucht. Mehr Poetisches und Begeisterndes für die Gemüter

brachte die Reformationszeit.. Luthers Psalmen und geistliche Lieder wurden allgemein verbreitet und viel gesungen. Diesem teuren Gottes- und Volksmann dichtete in jener bewegten Zeit der gemeine Handwerksmann nach: der Kirchengesang war jetzt zugleich Volkslied geworden, und das um so rascher und leichter, weil man zum großen Teil die geistlichen Lieder auf weltliche Volksweisen oder auf ihnen nachgeformte neue Melodieen sang. Die geistlichen Lieder ertönten bei den Geschäften des bürgerlichen Lebens früh und abends; auf allen Straßen und Märkten, wie bei Hausandachten hörte man seit jener Zeit geistlichen Liedergesang.

Eine Flut geistlicher Lieder ergoß sich. Das Buch, in welchem man sie auffing, hieß schlechtweg Gesangbuch. Viele dergleichen Lieder drücken die innigste Andacht und frommes Gebet aus, andre dagegen sprachen in Versen den heftigsten Abscheu vor dem papistischen Götzendienst aus, und hatten den Zweck, einzuwirken auf die Festhaltung und Verbreitung der beseligenden evangelischen Lehre. Am wärmsten und erhabensten unter den geistlichen Liedern sind diejenigen, welche zur eignen Stärkung des Dichters in der Trübsal des schweren Glaubensdruckes entstanden. Diese Stimmung hielt bis tief ins 18. Jahrhundert an, verlor aber allmählich an Schwung und Feuer. Der Stoff war nach hunderttausendfacher Ergießung immer über denselben

Gegenstand erschöpft, und die fromme Gesinnung hatte nachgelassen.

Wenn auch Historiker und Sammler einen Unterschied zwischen geistlichen und weltlichen Volksgesängen machen, das Volk kannte ihn nicht, wenigstens nicht bis zum 16. Jahrhundert, als die Kirche erst diese Scheidung vornahm. Bei seinem naiven Schaffen wirft es Geistliches und Weltliches durcheinander, wie eben der Strom seines Gefühls im Moment des Schaffens es mit sich bringt. Darum ist es auch erklärlich, daß zwischen geistlichen und weltlichen Liedern eine ununterbrochene Wechselwirkung stattfand, dergestalt, daß weltliche Lieder zu geistlichen umgedichtet, zuweilen auch geistliche travestiert und oft ganz weltlichen Liedern am Schluß fromme Wünsche angehängt wurden. Geistliche Umdichtung weltlicher Lieder im 15. und 16. Jahrhundert ist eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte des deutschen Volks- und Kirchenliedes. Sie geschah großenteils um der Melodieen willen. Bis auf den heutigen Tag haben sich in katholischen Gegenden Deutschlands geistliche Volkslieder erhalten, besonders in den Ländern rechts der Donau, wo der Gemeindegesang noch nicht in den Kultus aufgenommen ist, sowie in den Rheinlanden und Westphalen. Es sind Weihnachts- (oder Kindelwiegen-), Marien- und Heiligenlieder, zur Wallfahrt und häuslichen Andacht be-

stimmt. Im Volke selbst entstanden, vom Volke erhalten und durch fliegende Blätter bewahrt, tragen diese Lieder ganz das Gepräge der echten Volksgesänge. Ihre Melodieen sind nach Art und Form der weltlichen gebildet, zuweilen sind es sogar nur Umbildungen weltlicher Lieder mit Beibehaltung der weltlichen Singweise. — Das katholische geistliche Volkslied ist ein edler, aber halb abgestorbener Zweig der Volksdichtung, und es ist auch nicht zu beklagen, wenn manche dem dunkeln abergläubischen Mittelalter angehörenden Gesänge aus dem Volksbewußsein immer mehr verschwinden. Die geistige Atmosphäre, die ihnen Entstehung gab, ist eine veränderte, ihnen nicht zuträgliche geworden, darum finden auch die vom Klerus in Szene gesetzten Wundererscheinungen keinen Glauben und jene auf solches Gaukelwerk von geistlichen Wundermächten oder alten Heiligensagen ersonnenen Lieder keinen Anklang mehr. Des Protestanten herrliches und reich angebautes Volkslied ist sein evangelischer Choralgesang, jene herrliche Frucht und Schöpfung der Reformation. Mehrere unter den evangelischen Chorälen, die ganz ins Volksgemüt eingedrungen und bei allen vorkommenden Festgelegenheiten zum Weiheakt öffentlich von der Menge angestimmt wurden und noch werden, z. B. „Eine feste Burg“, „Befiehl du deine Wege“, „Was Gott thut, das ist wohl gethan“, darf man unbedenklich zu

den geistlichen Volksliedern der Protestanten zählen. Auch dem geistlichen Volksliede wurde in neuerer Zeit eine besondere Pflege zu teil. Ich nenne hier nur beispielsweise Wackernagels „Kleines Gesangbuch geistlicher Lieder", Mützells „Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert", Tuchers „Schatz des evangelischen Kirchengesangs", „Zionsharfe, ein Choralschatz aus allen Jahrhunderten und von allen Konfessionen" und Hommels „Geistliche Volkslieder aus alter und neuer Zeit mit ihren Singweisen." —

Eine lange Reihe von Jahren ist seit dem Erscheinen des „Wunderhornes" dahingeschwunden. Die Männer, die als die Begründer deutscher Geschichtsschreibung und Sprachwissenschaft die Erfüllung ihrer Träume von der allernächsten Zukunft erwarteten und diese als bestes Erbe ihren Nachkommen hinterließen, sind dahingegangen, und erst die Gegenwart sah das herrlich auferstehen, wofür sie gekämpft und gelitten. Aber in dem langen und schweren Ringen bis zu dieser endlichen Erfüllung einer Hoffnung, die ihre beste Nahrung aus dem Mittelalter gezogen hatte, sind auch wir andre geworden, nicht allein in unsrer politischen Machtstellung, sondern auch in dem Besten, was wir besitzen, in unserm Denken und Glauben. Ja wir müssen es, da wir es ja mit dem Volke und seinem Leben in Lied und Sang zu thun haben, sagen: auch

mit ihm ist eine Veränderung vor sich gegangen, der gegenüber wir den Ausdruck schmerzlichen Bedauerns nicht unterdrücken können. Allem, was der Vergangenheit unsres Volkes angehört, müssen wir heute, der Zeitströmung und ihren Forderungen folgend, erst das Recht seiner Fortexistenz und seines Wertes für die Gegenwart erweisen und ihm damit gleichsam ein neues Leben in neuen Verhältnissen erringen. So sind wir auch angesichts der Stellung, die gerade das Volk, im besten und edelsten Sinn des Wortes genommen, zu diesem seinem eigensten Eigentum einnimmt, gezwungen, ihm das Bewußtsein seines Wertes beinahe aufzunötigen. Gerade die Kreise, in denen das Volkslied einst seine freundlichste und fröhlichste Pflege fand, sind ihm entfremdet worden; die Menschen, die einst so manches frische und kräftige Lied mitsammen ersonnen und gesungen, haben die Kraft hiezu verloren, und die Töne vergessen, die in diesen Klängen zusammenklangen. So mögen wir uns wohl fragen, wo die Begeisterung, mit der damals das wiedererstandene Volkslied begrüßt wurde, geblieben, und es mag uns wohl ziemen, zu bedenken, wir wir dieses Erbe unsrer Väter verwaltet haben. Man meint in manchen Zügen eine Schilderung der Gegenwart zu hören, wenn man die Worte liest, mit denen seiner Zeit die Heidelberger Jahrbücher das „Wunderhorn" und seine Volkslieder

empfahlen. „Unsere Tage, die nur im politischen Enthusiasmus etwas Tüchtiges, allgemein Einschneidendes gewirkt, haben auch nur einen tüchtigen Gassenhauer, den Marseiller Marsch, hervorgebracht, der die Franzosen zu Schlacht und Sieg begeisterte, während die Deutschen „Freut euch des Lebens“ girrten, und damit aus der Ferne schon die Genußraserei begrüßten, die bald an die Stelle der kurzen Anstrengung treten sollte. Mit den Kleidermoden trat auch die individuelle Poesie der höheren Stände zum Volk herab, und Opern-Arien, Moralien, Almanachslieder schwimmen im bunten Gemische durcheinander; es ist nichts Nationales und Charakteristisches mehr im Volksgesang. Darum haben die Herausgeber des Wunderhorns die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten vom Untergang, was sich noch retten ließ.“

Wie die schon oben angeführten Worte Goethes aufs schönste darthun, gebührt dem Volkslied als einem Teil unsrer selbst die würdigste Stelle im Hause, und wenn er ihm einen Platz neben dem Gebetbuch anweist, so ahnen wir, daß hier der innige Zusammenhang zwischen Glauben und Leben im Volke auf die sinnigste Art ausgedrückt ist. Auch hier tönt uns ja, wenn wir es nur hören und verstehen wollen, das Wort entgegen, das dem Christen immer ein Wegzeiger sein wird, und dem die Reformation den schönsten Ausdruck gegeben hat:

„Alles ist Euer". Es muß nicht ein ausgesprochen religiöses Volkslied sein; ein fröhlicher Sang von Lieb und Leid, von Gottes schöner weiter Welt, und vom frischen Wandern im hellen Sonnenschein, oder wehmütige Töne von dem Welken der Blumen und der Macht des Todes auf Erden, sind nicht weniger ein Lob zu Gottes Ehren. Darum auch jene tiefergreifende Macht, die in dem Volksliede liegt, weil uns aus ihm allüberall und jederzeit ein Hauch des Friedens und der Versöhnung entgegenweht, weil es in des Herzens tiefstem Grunde ein Sehnen wachruft nach etwas, das uns die Welt mit ihrem verworrenen Treiben und Hasten niemals zu bieten vermag. Selbst da, wo es in den Trauerton des Meidens und Entsagens ausklingt, wo ihm die Klage über des Todes Allgewalt die erschütterndsten Töne abzwingt, und ihm das Blühen und Welken in der Natur nur ein Sinnbild des menschlichen Daseins ist, selbst hier ist es nicht ein stummes und hoffnungsloses Verzichten und Trauern. Es ist als ob das Auge hinter dem Dunkel schon das Morgenrot eines ewigen Lebens gewahrte, als ob selbst auf das offene Grab, in das sie das Liebste, was uns Gott gegeben, versenkt haben, ein Strahl des ewigen Lichtes fiele und die Trauer verscheuchte. Und noch da, wo der Tod in Sünde und Not nur ein gerechter Richter ist für jugendliche Thorheit und Frevel, wo wir meinen

den letzten verzweifelten Aufschrei eines Sterbenden zu hören, am Schlusse eines verfehlten und verirrten Lebens klingt ein milder Ton von Liebe und Treue, die übers Grab hinausdauert, wie in dem in seiner Kürze so gewaltig packenden Liede:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelkt und verdorret.

Ein Knabe hatte ein Mägdlein lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort;
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert ins fremde Land,
Sie haben gehabt weder Glück und Stern;
Sie sind verdorben, gestorben.

Auf ihrem Grabe Blaublümlein blühn,
Umschlingen sich treu wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket noch dörret.

Die Freude aber und der Humor, so wie sie ihren Ausdruck im Volkslied finden, sind echt christlich und die treffendsten Beweise für die befreiende und erlösende Macht des Christentums. Es ist eine gar oft und viel gemachte Erfahrung, daß der liebenswürdigste Humor und der herzlichste Ton der Freude zumeist seine Heimstätte da hat, wo der Geist christlicher Liebe und Hoffnung festen Grund und Boden gefunden hat. Dieser Humor sucht das ihn umgebende Leid nicht als lästig

und hindernd von sich wegzustoßen, er läßt es auch nicht ruhig neben sich bestehen, sondern will mit seinem milden und erheiternden Lichte auch hier helfen und trösten. Nicht hervorheben und einander gegenüberstellen will er die Gegensätze im menschlichen Leben, er will so gerne vermitteln und versöhnen, er lächelt unter Thränen und weint im Glücke, er ist der gute Geselle, der dem Wanderburschen beim Abschied aus der Heimat die Thränen trocknet, der ihm, wenn den Einsamen in der Ferne das Heimweh überkommen will, milde und zärtlich, wie eine Mutter ihrem Kinde, über Haar und Stirne streicht, und ihm die traurigen Gedanken aus Herz und Sinn treibt. Dabei waltet im Volkslied jener echt kindliche Sinn, jene Naivität, die auch da, wo sie scheinbar verfängliche Dinge nennt, ihre Unschuld und natürliche Unbefangenheit einsetzt, und damit von vornherein jedem Verdacht der Frivolität die Spitze abbricht. Insonderheit haben sich Glaube und tiefchristliches Bewußtsein mit dem Volksliede aufs innigste verwoben. Im schönsten Lichte zeigt der fromme Sinn des Volksliedes sich da, wo dasselbe sich der Legende und frommen Sage bemächtigt, oder wo es Gott in seinen Wunderwerken preist; und den überreichen Stoff, den es hier vorfindet, behandelt es überall so sinnig und so poetisch, daß wir auch hier, auf einem Gebiete, wo sich das protestantische Bewußtsein sonst

nicht ganz heimisch fühlt, uns gerne dem Gefühle echten Behagens hingeben. Das heidnische und christliche Element im Kampfe, wie es die Kunde von den Kreuzzügen so nahe legte, und der triumphierende Sieg des letztern, die Geschichte des jungen Christentums mit seinen Kämpfen und Märtyrern ließen das Volkslied so aus dem Vollen schöpfen, boten seiner Phantasie einen so großen Spielraum, daß es immer wieder gern dorthin zurückkehrte. Es finden sich hier, wo uns die Gestalt Jesu im Glanze des triumphierenden Erlösers entgegentritt, Töne von solcher Innigkeit und selbstlosem Glauben, der Drang, der die nach Wahrheit ringende Seele zu Jesus und zum Frieden im Christentum und seinem Glauben führt, findet einen solch überwältigenden Ausdruck, daß wir einen kräftigern Beleg auch für die poetische Kraft und Wahrheit, die im Christentum liegt, nicht leicht finden werden. Als Probe für das Gesagte mag das Lied von „des Sultans Töchterlein und dem Meister der Blumen" gelten, einem alten fliegenden Blatt aus Köln:

Der Sultan hat ein Töchterlein,
Die war früh aufgestanden,
Wohl um zu pflücken die Blümelein
In ihres Vaters Garten.

Da sie die schönen Blümelein
So glänzen sah im Taue:

„Wer mag der Blümelein Meister sein"
Gedachte die Jungfraue!

Er muß ein großer Meister sein,
Ein Herr von großen Werten,
Der da die schönen Blümelein
Läßt wachsen aus der Erden.

Ich hab' ihn tief im Herzen lieb,
O dürft ich ihn auch schauen!
Gern ließ ich meines Vaters Reich
Und wollt sein Gärtlein bauen.

Da kam zu ihr um Mitternacht
Ein heller Mann gegangen,
„Thu auf, thu auf, viel schöne Magd
Mit Lieb bin ich umfangen."

Und schnell die Magd ihr Bettlein ließ,
Zum Fenster thät sie gehen,
Sah Jesum, ihr vielschönes Lieb,
So herrlich vor sich stehen.

Sie öffnet ihm voll Freudigkeit,
Sie neigt sich tief zur Erden,
Und bot ihm freundlich gute Zeit
Mit sittsamen Geberden.

„Woher, wohin, o Jüngling schön?
In meines Vaters Reichen
Mag keiner dir zur Seite gehn,
Sich keiner dir vergleichen."

„Viel schöne Magd, du dachtest mein,
Um dich bin ich gekommen;

Aus meines Vaters Königreich,
Ich bin der Meister der Blumen."

„O Herr, o Herr, wie weit, wie weit
Ist's zu des Vaters Garten?
Dort möcht ich wohl in Ewigkeit
Der schönen Blumen warten."

„Mein Garten liegt in Ewigkeit
Und noch viel tausend Meilen,
Da will ich dir zum Brautgeschmeid
Ein Kränzlein rot erteilen."

Da nahm er von dem Finger sein
Ein Ring von Sonnengolde
Und fragt, ob Sultans Töchterlein
Sein Bräutlein werden wollte.

Und da sie ihm die Liebe bot,
Sein Wunden sich ergossen:
„O Lieb, wie ist dein Herz so rot,
Dein Hände tragen Rosen."

„Mein Herz, das ist um dich so rot,
Für dich trag' ich die Rosen,
Ich brach sie dir im Liebestod,
Als ich mein Blut vergossen.

Mein Vater ruft, nun schürz dich traut,
Ich hab dich lang erfochten."
Sie hat auf Jesus Lieb vertraut,
Ihr Kränzlein war geflochten.

Sie gingen einen langen Weg,
Wohl durch die blauen Heiden;

Sie kamen vor des Himmels Thür,
Da wollte Jesus scheiden.

Mein bester Jesus, edler Hort,
Muß ich von dir nun scheiden,
Das sind mir sehr betrübte Wort,
Vor Trauer muß ich weinen.

Herr Jesus stille von ihr ging,
Gar traurig thät sie sinnen,
Ihr Aug' voll heißen Thränen hing,
Daß Jesus war von hinnen.

Sie klopft so leise an die Thür,
Und sprach mit guten Sinnen:
„Thut auf die Pfort und laßt mich ein,
Mein Liebster ist dadrinnen."

Jesus empfing sie freudenreich
Mit guten Melodeien,
Er bracht sie in seines Vaters Reich,
Des thät die Magd sich freuen.

Sie gingen durch ein großes Thor,
Worauf die Weltgeschichten
Aus Sonnengold gestellet vor
Und alles stand im Lichten.

Auf Wolken schöne Engel schnell
Sich schwungen bunt in Flügeln,
Wie Hirten, die am Morgen hell
Sich grüßen von den Hügeln.

So war Musik da überall,
Doch auf dem Regenbogen

Da war der allerschönste Schall
Von ihrer Thrän gezogen.

Gott Vater saß da in dem Licht,
Das sie so hell erhalten:
Den klugen Jungfraun nichts gebricht,
Sie können nicht veralten.

Und wiederum hat das Volkslied in diesem seinem Zweige für das Erhabene und Erschütternde so gewaltige Töne zu finden gewußt, daß es ohne Scheu sich neben die Gesänge der Bibel stellen darf. Da ist z. B. das Erntelied des Todes:

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott,
Heut wetzt er das Messer.
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssens nur leiden,
Hüt' dich, schönes Blümelein!

Was heut noch grün und frisch dasteht
Wird morgen schon hinweg gemäht,
Die edle Narcissel,
Der englische Schlüssel,
Die schön Hyacint,
Die türkische Bind.
Hüt' dich, schönes Blümelein.

Viel hunderttausend ungezählt
Was noch unter die Sichel fällt:
Rot Rosen, weiß Lilien,
Beid wird er austilgen.

Ihr Kaiserkronen,
Man wird euch nicht schonen,
Hüt' dich, schönes Blümelein.

Das himmelfarbe Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silbernen Glöckchen,
Die güldenen Flöckchen
Sinkt alles zur Erden;
Was wird nun draus werden?
Hüt' dich, schönes Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbige Röselein,
Ihr stolzen Schwertlilien,
Ihr krausen Basilien,
Ihr zarten Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüt' dich, schönes Blümelein!

Aus Seiden ist der Fingerhut,
Aus Sammet ist das Wohlgemut;
Noch ist er so blind,
Nimmt was er findt,
Kein Sammet, kein Seiden
Mag ihn vermeiden.
Hüt' dich, schönes Blümelein!

Trotz Tod! Komm her, ich fürcht dich nicht,
Trotz! eil daher in einem Schritt!
Werd ich auch verletzet,
So werd ich versetzet

In den himmlischen Garten,
Auf den alle wir warten!
Freu' dich, du schönes Blümelein.

Wollen wir nun die Bedingungen, die für das Blühen des Volksliedes vorhanden sein müssen, uns vorhalten, so müssen wir, ausgehend von dem schon etliche Male hervorgehobenen Gedanken, daß dem Volksliede seine eigentliche Heimstätte im Schoß der Familie und damit im deutschen Hause gezieme, so unbefangen als möglich der Familie der damaligen Zeit näher treten. Ich gestehe, daß ich mich hier gerne und willig der Führung eines auf diesem Gebiete wohlbewanderten, manchem vielleicht etwas zu ideal denkenden Manne überlasse, Wilhelm Heinrich Riehl, der in seinen Büchern über die bürgerliche Gesellschaft und namentlich über die Familie uns in einer so liebenswürdigen und beherzigenswerten Weise die Gegensätze von einst und jetzt auf diesem Gebiet gegenübergestellt hat. Was das Mittelalter vor unsrer Zeit voraus hatte, war das Besitztum einer echten und starken Familienhaftigkeit, von der sich nur noch kümmerliche Überreste in unsrer Zeit vorfinden. Diese Familienhaftigkeit mochte wohl der ganzen Zeit und ihrem Ringen manchmal ein Hemmnis sein, sie mochte mit deutscher Zähigkeit und Eigensinn festhalten an alten Traditionen und Gebräuchen; sie bot aber auf der andern Seite wiederum einen so

sichern und festen Boden, und verlieh dem einzelnen ein so starkes und fröhliches Selbstvertrauen, weil er in sich nicht eine einzelne Persönlichkeit, sondern einen ganzen Stamm vertreten wußte. Die Familie aber war die Erzeugerin der Sitte, und gerade die Sitten, in ihr entstehend und von ihr ausgehend, sind es zumeist, die uns mit so manchen Schäden und Nachteilen des Mittelalters versöhnen. Denn wie uns schon das mittelalterliche Haus in seinem Innern und Äußern einen, wir möchten sagen, solidern Eindruck macht, als das trotz aller Kunst und allen Schmuckes, ja vielleicht gerade deswegen, ungemütliche moderne Haus, so war es eben damals die sich von Familie zu Familie und von Gesellschaft zu Gesellschaft fortpflanzende Überlieferung, in deren Pflege sich die Mitglieder so fest verbanden, daß von einer Abschließung des einzelnen, ja von einem Aufkommen einer andern Autorität neben der des väterlichen Oberhauptes nimmermehr die Rede sein konnte. In diesem stellte sich die Sitte des Hauses und seine Geschichte dar; nicht nur war es dieses Oberhaupt, welches der Familie den Unterhalt und die Nahrung verschaffte, das sie in allem mit seiner ganzen Würde und seinem Ansehen vertrat: in seinen Händen lag auch die Hut und Pflege des alten Familiengeistes und gab ihm das Recht einer unbedingten Herrschaft über alle andern Glieder. Und fest und

kräftig, wie die Gestalt des Mannes selbst, ernst und feierlich wie der Eindruck des Hauses mit seinem dunkeln Getäfel und seinem ganzen Zierrat, war auch der Geist, der darinnen herrschte. Wenn uns auch Thun und Handeln, Denken und Reden dieser Menschen manchmal etwas schwerfällig vorkommen will, hinter dieser Langsamkeit steht ein Mann mit seinem ganzen Willen, mit seinem ernsten und aufrichtigen Streben nach Gründlichkeit und Sicherheit für sich und die Seinen. Er will nicht in kühnem Hasten und Jagen nur Steine auf Steine türmen und seinen Ehrgeiz befriedigen mit äußerlichem Glanz und blendender Pracht. Er freut sich mit herzlichem Behagen bedächtig und gemächlich einen Bau zu schichten, der späteren Geschlechtern ein beredtes Zeugnis geben soll von einer äußerlich vielleicht geistig ärmer scheinenden, aber in ihrem innersten und tiefsten Gehalt nur um so reichern und glücklichern Zeit. Und so wie ihm alles, was er thun und treiben mochte, nicht ein Spiel oder eine augenblickliche Befriedigung war, sondern erst dann für ihn und seine Existenz einen Wert erhielt, wenn er dasselbe dauerhaft mit seinem und der Seinigen Geschick und Zukunft verbunden wußte, so war ihm auch sein religiöses Bewußtsein nicht ein nun einmal vorhandenes und manchmal Befriedigung verlangendes Gefühl, es war für ihn, wenn man so sagen darf, ein ganz

bedeutender Posten in der Rechnung seines Lebens und erforderte darum auch eine seinem Wert angemessene Behandlung und Beachtung. Wenn die Gegenwart eine Zeit des Verstandes und des alles anzweifelnden Forschens ist, so war unsere Vergangenheit vielmehr eine Periode des Gewissens und des durch die Überlieferung geheiligten Glaubens. Der Zwiespalt, der sich im Lauf der Zeit und der Verhältnisse zwischen beiden ergeben mußte, fand eben in der Reformation und Persönlichkeit Luthers den schärfsten Ausdruck und rief die Geister zu einem Kampfe, der alle Grundvesten deutschen Lebens und Denkens bis ins Innerste erschütterte, aber nicht zum Nachteil desselben! Statt des Bundes mit der Kirche durch die Vermittelung des Priesters, entstand der Bund mit Gott durch das Gewissen und gab dem Leben jene Selbständigkeit in Denken und Handeln, die seit lange der Kirche zum Opfer gefallen war. Und nun einmal diese Schranke durchbrochen war, rang sich auch das religiöse Bewußtsein aus dem unwürdigen Dasein eines mechanischen Gottesdienstes empor zu der Würde eines unausgesprochenen, aber um so tiefern und wahrern Umganges mit Gott. Es erhielt der einzelne in seinem Hause und seiner Familie eine Stellung, die ihn gleichsam zum Priester am häuslichen Herde machte. Solche Menschen vermochten auch dem Volksliede eine wohnliche Stätte zu bieten. Und

wie alles, was von Herzen kommt und zu Herzen spricht, nur da einen echten und frohen Wiederhall findet, wo der Boden ein fester ist, wo die Menschen in ruhigem und sicherem Daseinsbewußtsein sich bewegen, so konnte auch das Volkslied da am festesten und sichersten Fuß fassen, wo es nicht zu dem Einzelnen, sondern wo es zur Gesamtheit, zur Familie sprach. Ihm war das Recht sicher, aufgenommen zu werden unter die Überlieferungen des Hauses als lieber Genosse in Freud und Leid, es wurde fortgepflanzt von Munde zu Munde in fröhlicher Gemeinschaft, und schlang ein unsichtbares aber festes Band um alle, die ihm zuhorchten.

Wenn wir während der Reformation und unmittelbar nach derselben das deutsche Familienleben aufs Schönste und Erquickendste gefügt finden, und dadurch einen Einblick ins Leben des Volkes erhalten, der uns die Pflege seiner Lieder sicher sein ließ, so kam bald dagegen eine trübe Zeit für Deutschland, der beides zum Opfer fiel. Wohl rang sich das Volk aus der allgemeinen Erschöpfung, die der dreißigjährige Krieg im Gefolge hatte, wieder empor, aber es war ein anderes geworden. Was ihm die Reformation geboten, hatte ihm der Krieg wiederum genommen, seine Greuel und Schrecken hatten die sittliche Bande zerrissen, hatten das Gemüt stumpf und teilnahmlos gemacht, und die tägliche Angst und Sorge um Besitz und Leben

hatten aus dem deutschen Hause den guten Geist getrieben, und es zu einem öden und freudeleeren Raum gemacht. Ein fremder Geist war in das Land gekommen, und unter seinem Fuß zertrat er alles, was sich nicht ihm und seinen rohen Gelüsten fügen wollte. Der Lärm des Krieges hatte alles andere übertönt, und wo wollte das Volk noch Lust und Mut hernehmen zu fröhlichem Sang? Mußte es nicht den ganzen Schatz seiner Lieder vergessen, und als der Krieg endlich geendigt, arm und verlassen sich mit den kümmerlichen Überresten, die sich da und dort vorfanden, behelfen? Aber es fand auch nicht mehr sich selbst. Es waren andere Menschen. Der Krieg hatte die Selbstsucht in all ihren Gestalten und Arten wachgerufen; im täglichen Kampfe um sein Leben hatte der Nachbar des Nachbars vergessen; die zuvor verbunden gewesen im frohen Verein, hatten sich zerstreut, und fremde Menschen und fremde Geschlechter drängten sich überwuchernd zwischen die kleine Anzahl derer, die in ihrem Wohnsitz alle Schrecken des Krieges überstanden hatten. Das Volk hatte das Behagen an seinem bescheidenen Dasein, an seinem herzlichen Zusammenleben vergessen und verloren! Mancher ärmlichen Existenz und manchem verzweifelten Gemüt war das Soldatenleben willkommen gewesen, mancher war aus Armut und Not emporgestiegen zu einem freilich manchmal recht zweifelhaften

Glanz. Jeder Tag hatte neue Größen aufsteigen sehen und im ständigen Wetten und Wagen um Leib und Leben hatte jedes höhere Gefühl, jede Lust an Lied und Sang Grund und Boden verloren. So war auch das deutsche Volkslied verschwunden, wenngleich die Kriegszeit eine Blütezeit politischer Lieder gewesen war; und als das geistige Leben wiederum erwachte, lenkte es in Bahnen ein, die es nur immer weiter und weiter von dem unter dem Schutt des dreißigjährigen Krieges begrabenen Schatz ablenkten. Es trat die deutsche Kunstpoesie ins Leben, es tönte der Gesang der Barden, die Sturm- und Drangperiode riß die erregten Gemüter in ihren Strudel hinein; die französische Revolution warf ihren blutroten Schein über ganz Europa. Napoleon trat auf; die Welt hatte andere Dinge zu beachten und zu betrachten, als die einfachen Melodieen eines Volksliedes, dem nicht einmal die Namen eines Herder und Goethe unumstößliche Geltung verschaffen konnten. Es steht in allen Litteraturgeschichten Deutschlands, und ihrer sind gewiß nicht wenige, klar und deutlich zu lesen, daß Herder dem Volkslied zu seinem Rechte verholfen, daß Goethe aus ihm gelernt und Arnim und Brentano sich ein unschätzbares Verdienst durch ihre Sammlung erworben! Die Wahrheit ist, daß es nicht an diesen Männern gelegen hat, wenn das Volkslied nicht wieder zu seinem Rechte gekommen ist.

Das Volkslied will nicht gelehrt und gelernt sein, sonst könnte man ja auf die vielen Volkslieder, die in den Schulen und Vereinen gelernt werden, deuten, und sagen, daß einer solchen Anerkennung gegenüber ich mich entschieden der Schwarzseherei schuldig mache. Dieser Gebrauch des Volksliedes ist nicht der Ausdruck der Gesamtheit, das ist nicht das frische und freie Hinausjubeln der Töne. Es ist Kunst und künstliches Hinaufschrauben der Stimmung zu einer Höhe und Anschauung, die wir längst verloren haben. Denn wenn hier auch nicht zu untersuchen steht, welches die letzten Gründe unserer Umwandlung sind, so ist so viel sicher, daß wir neben allen wissenschaftlichen Errungenschaften und neben aller Anerkennnng, die wir dem Volkslied entgegenbringen, ihm doch als Fremde gegenüberstehen. Und wenn es auch einigen — freilich herzlich wenigen — Dichtern da und dort gelungen ist, seinen echten und wahren Ton zu treffen, so haben wir doch damit in der Gesamtheit keinen Schritt gethan, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Es ist ein interessantes und nachdenksames Studium, zu beobachten, wie sich im Laufe der Zeiten, und in den letzten Jahrzehnten besonders, mit beengender Geschwindigkeit unser Volk von Einer Überlieferung um die andere losgesagt und abgewendet hat, — um damit einen Boden zu verlieren, auf dem allein es sich sicher fühlen konnte. Daß es

damit den besten Teil seiner selbst preisgegeben, daß es durch den Bruch mit der Vergangenheit und durch das Bestreben, sich in Kreisen heimisch zu machen, deren Zwang seine frische und gesunde Kraft nicht ertragen konnte, sich selbst untreu geworden, das kann und will es nicht einsehen. Man schämt sich in der Gegenwart seines eignen Hauses, seiner alten Gewohnheiten und Sitten, und sieht das einzige Heil in einer möglichst raschen und möglichst übertriebenen Nachahmung dessen, was dem eignen Wesen zuwider ist. Es ist ein lächerliches Vertauschen! Der moderne Luxusmensch steckt sich in die ländliche Tracht, und meint dadurch einen andern Menschen angezogen zu haben; und das Volk schämt sich seiner eigentümlichen Tracht und sucht in der modernen Kleidung sich auf gleiche Stufe mit dem von ihm beneideten Städter zu stellen! Aber es hat damit sich selbst aufgegeben, und in das altehrwürdige Haus, in dem seine Vorfahren seit Jahrhunderten gesessen und den alten guten Geist einer festen und immergültigen Tradition gepflegt haben, einen neuen Geist eingeführt, der nicht hinein gehört. Ihm ist das Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit und der Stolz seines Standes abhanden gekommen, und es sucht eine möglichst große Ehre in dem sinnlosen Nachahmen der Mode und ihrer Vertreter. Es gilt nun nicht mehr für ehrlich und natürlich, daß der Sohn dem Vater

als Erbe auch in Beruf und Arbeit folge; es gilt nicht mehr für stolz und ehrlich, den Bauer Bauer und den Handwerker Handwerker zu nennen; die eitle Nachahmungssucht und der Geist modernen, manchmal nur schwindelhaften Erwerbes, prunkvolle und prahlende Aushängeschilde und tönende Namen, deren Inhalt gar weit hinter dem von ihnen erweckten Begriff zurückbleibt, sind an diese Stelle getreten. Meister und Gesellen sind nicht mehr eine Familie; verschwunden ist die ganze echte deutsche Poesie des Handwerks, das einst Ehre genossen in allen deutschen Landen; man weiß nicht mehr von Zunft und Zunftgenossen, von Handwerksbrauch und Handwerksgruß. Heute gilt nur der Einzelne, und jeder stellt den andern sein Interesse und sein Streben kalt und einseitig gegenüber. Unser deutsches Haus ist ein andres geworden. Kein frommer sinniger Spruch grüßt mehr den Eintretenden, und kein herzlicher Gruß und Handschlag empfängt ihn mehr. In steifen Formen bewegt sich unser ganzes Leben, und in lächerlichen Vorurteilen stehen wir uns gegenüber. Es ist eine Zeit des Mechanismus und des Formellebens, das sich ausdehnt selbst auf die Kinder unsres Volkes, und aus dem naturfrohen, kräftig gewandten Burschen einen steifen und prahlenden Bedienten, aus dem frischen Mädchen eine Zierpuppe macht, die sich ihres Dialekts schämt und in ausge-

suchtem Hochdeutsch ihrer Sippschaft imponiert. Man schämt sich der alten, echt deutschen Namen und macht Anlehen bei allen Zeiten und Völkern; man schämt sich des Gehorsams gegen Eltern und Lehrer, und man schämt sich des ehrwürdigen Hauses, in dem die Eltern aufwuchsen; man schämt sich ihrer selbst mit ihren lächerlich-altväterischen Anschauungen, und ist stolz allein im Bewußtsein, ein moderner Mensch bis in die Fußspitzen hinab zu sein. Und dieser moderne Mensch kann naturgemäß nur an den Liedern und Chansonetten aus allen möglichen Opern und Operetten Gefallen finden! Sein Leben ist ein viel zu rasches, von einer Minute zur andern jagendes, nur den flüchtigen, an ihm vorüberhuschenden und seine Sinne kitzelnden Bildern zugängliches, als daß es einmal jenes Behagen des Zusammenstimmens von Außenwelt und Innenwelt fühlen oder auch nur ahnen möchte, das es empfänglich machte für die aus des Herzens tiefstem Grunde kommenden Töne des Volksliedes. Und jene gewaltige Gährung, die in der Reformation ihren Ausdruck fand, jener Sturm, der den alten Moderstaub toter Formeln und Satzungen herausjagte aus Haus und Herz der Menschen und hinwegfegte von der Erde, also daß sich im Sonnenschein des ungefälschten Gotteswortes ein neues regsames Leben allüberall erhob, und herrlich gedieh? Es ist in der Zeit, da wir das

vierhundertjährige Geburtsfest unsres Reformators feierten, gar oft und mannigfach darauf hingewiesen worden, wie uns von neuem eine Reformation, vielleicht weniger unsrer Kirche, als unsres Volkes an Haupt und Gliedern not thäte, und ich will auf diese Reformation nicht allein deswegen hingewiesen haben, weil sie vielleicht auch einmal, freilich nur langsam, in den Gemütern etwas grünen ließe, woraus sich das Volkslied mit all seinen herzlichen Tönen neu erheben könnte. Angesichts des gewaltigen, in jedem ehrlichen christlichen Gemüt Sorgen erweckenden Zwiespaltes in dem religiösen und sittlichen Leben unsres Volkes muß ein nur ästhetisches Interesse zurücktreten. Denn wir müssen ja erst den Boden wieder gewinnen, auf dem wir einstmals gestanden, und das kann nur der Grund eines sich selbst und seiner ewigen Aufgabe ganz und voll bewußten Christentums sein! Und wenn ich den so oft und so gerne von den stolzen Philosophen und Vertretern der modernen Weltanschauung angeführten Satz auch hier reden lasse, daß das Volk Religion braucht, daß es den Glauben an einen Gott bedarf, so meine ich das gewiß nicht in ihrem Sinne. Aber ich meine, daß die unzerstörbare Wahrheit des Christentums, das ja seine Pflege und Heimstätte eben einst im Volke gefunden hat, auch einmal hier wieder seine Heimat finden müsse; daß von dem Volk aus sie von

neuem ihren Siegeslauf durch die Welt antreten müsse. Wir sehen an jedem Tag die schreckvollen Resultate, die ein Leben ohne Religion im Volke hervorbringt, und es fällt vielleicht die Verantwortung hiefür weniger auf dieses Volk selbst, als auf die, denen ihr Beruf die Pflege des religiösen und sittlichen Lebens in die Hände legt. Denn mehr und mehr ist ja auch das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ein anderes geworden. Wenn es erst dem Lehrer eine Mühe dünkt, sich mit ganzer Seele hineinzuleben in seine Schüler, wenn er seiner Pflicht mit Erledigung seiner amtlichen Schulstunden Genüge gethan zu haben glaubt, und sich nicht berufen fühlt, über die Grenzen dieses kleinen Wirkungskreises hinaus auf die ihm Anvertrauten zu wirken, sie durch Lehre und Beispiel zu hüten und zu warnen vor dem Gift modernen Unglaubens und Zweifels; wenn er seinen Spott und seine Verachtung des altüberlieferten und doch so ehrwürdigen Lebens mit seinen Sitten und Gebräuchen offen zur Schau trägt, so sündigt er dadurch an seinen Schülern in einer Weise, deren Folgen ihm wohl augenblicklich nicht klar genug vor Augen stehen! Vielmehr muß, da nun einmal leider zu konstatieren ist, daß wir den Grund und Boden unsres Volksbewußtseins verloren haben, mit Energie und Festigkeit der nun im Dunkeln Umhertappende und Umherschwankende zurückgedrängt und

allmählich wieder dahin zurückgebracht werden, von wo er ausgegangen als ein Suchender nach trugvoll glänzenden Gütern, auf den Boden seiner Heimat und auf den Grund seiner heimischen Sitten und Ordnungen. Wir dürfen allerdings das Zutrauen haben, daß die tiefsittliche Kraft, deren sich unser Volk von je rühmen durfte, einmal wieder alles ihr Feindliche überwinden werde, daß einmal wiederum, wie damals Luther, so in der Zukunft ein Mann auftreten werde, gewaltig in Wort und That, der die Zersprengten sammelt und die Verlorenen zurückführt an den heimischen Herd. Und wenn sich dann an diesem Herd und seiner geselligen Flamme Nachbarn und Gefreundete versammeln werden, dann werden da und dort auch wiederum Töne zu erlauschen sein, die zusammenfließend emporwachsen zu einem gewaltigen Strom, der dahinflutet durch unser Leben und Denken, und auch das deutsche Volkslied von neuem wiederum frisch ergrünen und blühen läßt!

Wenn es gilt, aus all dem Gesagten die praktischen Konsequenzen zu ziehen, um das Verlorene wieder zu gewinnen, so möchte ich natürlich in erster Linie Hülfe hiefür in der Familie und deren Vertretern suchen. Es handelt sich ja nicht allein und eng und wörtlich um das Volkslied, es handelt sich um Größeres und Bedeutenderes, und es gilt hier, wo wir

deutsches Leben in Sitte und Brauch wieder auferstehen lassen wollen, ein einiges Zusammengehen! Ich will aber auch dem Vereinswesen, wie es die Gegenwart besonders auszubilden bestrebt ist, seine Berechtigung nicht absprechen; im Gegenteil möchte ich darauf hinweisen, wie in solchen Vereinigungen, seien sie nun Kriegervereine oder Jünglingsvereine, seien ihre Zwecke nur geselliger oder zugleich künstlerischer und gesanglicher Natur, sich eine der besten Gelegenheiten findet, dem Ziele, das wir uns nach dem Gesagten zu stellen haben, näherzukommen. Es müssen die einzelnen Glieder nur das eine bezwecken, sich gegenseitig zu fördern und zu stärken, ihr bestes Wissen und Können aufzubieten, um das Volk allmählich wieder etwas Besseres zu lehren als die Weiterführung eines planlosen und jedem idealen Zwecke abholden Daseins. Keine theoretischen Vorschläge und Gedanken. Es muß hier unmittelbar eins aufs andere wirken, und die Gelegenheit und die Gewohnheit des Zusammenlebens allein die Früchte zeitigen, die wir hoffen und wünschen! Ich halte es, wenn einmal Vereine sein sollen, die solche Zwecke verfolgen, für mehr oder weniger verfehlt, wenn dieselben eine Ehre darin suchten, eine sei es nun dem Berufe oder der Geburt nach möglichst hochstehende Persönlichkeit zu ihrem Führer zu wählen. Vielmehr der tägliche Umgang und die Thatsache einer sozialen Gleich-

stellung der einzelnen Mitglieder gibt einer solchen Vereinigung die innere Festigkeit und den Halt, den sie braucht, um manchem Angriff von außen Widerstand zu leisten. Kein Verein aber darf den offenen oder geheimen Zweck haben, die Stellung eines Einzelnen zu heben und sein Ansehen zu mehren; einzig und allein in dem Zusammenfließen und Zusammenstimmen der strebenden Kräfte aller liegen die Keime zu einer segensreichen und gedeihlichen Entwickelung und Förderung deutschen Lebens. Wir haben ja hinlänglich Genossenschaften und Gesellschaften, die sich der Pflege des Kunstgesangs widmen, aber ihnen, deren edler Zweck feststeht, möchte ich in ihrem Streben solche Vereine gegenüberstellen, in denen vor allem das, was das Volk ersonnen und erdacht, kunstlos und schmucklos, weiter gepflegt und gehegt würde. Noch sind ja die Spuren des Volksliedes nicht so ganz verschwunden, daß nicht einer durch den andern angeregt seinen Spuren nachgehen, längst Vergessenes wieder hervorholen, und sich und andern damit Genuß und Erquickung bieten könnte.

Etwas anders wird sich die Sache freilich gestalten, wenn davon zu reden ist, wie unser Ziel in Haus und Schule erreicht werden könne. Hier ist naturgemäß eine Autorität und ein Leiter, der mit seinem Beispiel in Wort und That die jugendlichen Gemüter

hinlenken muß zu dem Quell, aus dem ihnen echte Begeisterung für ihres Volkes beste Güter kommt. Hier ist es auch vor allem der sittliche Eindruck, der wirkend und fördernd sich geltend machen, der die Sinne und Gedanken zurückleiten in die Vergangenheit, und sie lehren soll die Gegenwart an dieser zu prüfen und zu messen. Sangesfreudig ist ja auch unsre Jugend, aber sie besitzt noch nicht die Selbständigkeit und Kraft, die sie das Edle und sittlich Fördernde allezeit unentwegt festhalten läßt im Drange der Zeiten. Sie bedarf hiefür eines Leiters und Lenkers, sie bedarf einer Autorität, die ihr auch für die Pflege des Volksliedes jenen festen Grund und Boden gibt, den sie später in der Vereinigung von Glauben und Wissen finden wird und soll. Heiße diese Autorität nun Vater oder Lehrer, allezeit muß es ihre erste und schönste Aufgabe sein, gegenüber dem sich in der Gegenwart immer mehr geltend machenden Einfluß ausländischer Nachahmungssucht, fremdländischen gespreizten Wesens und Handelns, deutsches Wesen und deutsches Lied hochzuhalten und zu fördern.

Denn Andere müssen wir werden. Sind wir erst einmal wieder Christen geworden ganz und gar, haben wir erst einmal wieder den Standpunkt gefunden, auf dem wir unserm Gott frei und fröhlich ins Angesicht sehen können, und haben wir es einmal erreicht, über

all unserm Wissen und Forschen, das am Ende doch Stückwerk ist und bleibt, im Glauben und im echt christlichen Bewußtsein der Abhängigkeit von Gott unsre ganze Freiheit wieder zu gewinnen, dann werden wir auch den Weg finden, auf dem wir dem Ziele der Harmonie zwischen Innen und Außen, zwischen Herz und Welt entgegengehen. Die Erfahrung und die Geschichte lehren es, daß diese Harmonie und diesen Frieden nur das Christentum geben kann, und daß darum jede Poesie im Grunde eine christliche sein muß, welche rein und voll in ihren hellen Akkorden diese Harmonie tönen und klingen lassen will. Gewiß ist es in dieser Beziehung kein Rückschritt, wenn wir zur Vergangenheit zurückkehren, wenn wir es versuchen, uns wiederum heimisch zu machen nicht allein äußerlich, sondern so recht von innen heraus, in der Welt, im Leben und Treiben unsrer Vorfahren! Was vorerst nur eine Laune der Gegenwart ist und als solche ein Zeichen einer gewissen geistigen Ohnmacht, aus sich selbst neu zu schöpfen, das Zurückgreifen in die Renaissance, das würde dann zur vollgiltigen Wahrheit einer Wiedergeburt werden. Und dann würde vielleicht auch Goethes Gedanke und Wunsch erfüllt, daß das Volkslied, das heute ein kümmerliches Gnadendasein fristet, seinen Ehrenplatz im deutschen Hause wieder erhielte und behielte als Zuflucht und Trost in Freud und Leid.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage von Hugo Klein in Barmen.

Schneider, F. (Pastor.) **Die Berechtigung der Kunst im Kultus der Kirche.** 50 Pf.

„Dieser auf einer Pastoren-Konferenz mit großem Beifall aufgenommene Vortrag ist im Verlage von Hugo Klein in Barmen erschienen und dürfte recht geeignet sein, in evangelischen Kreisen das Interesse für christliche Kunst zu wecken und in die richtigen Bahnen zu leiten."

B.—M.

Christl. Bücherschatz, herausgegeben von Pfarrer G. Schlosser. 1887.

Weitbrecht, Richard. (Pfarrer Dr.) **Die deutsche Literatur in römischer Beleuchtung.** 40 Pf.

„Es handelt sich um eine Zeitfrage von höchster Bedeutung, einen Weck- und Mahnruf an das protestantische Gewissen. Der Jesuitismus hat neuerdings einen Feldzug gegen die deutsche Literatur eröffnet mit der bestimmten Absicht, das deutsch-katholische Volk vom Vaterlande auch dadurch loszulösen, daß man ihm die dichterischen Schätze desselben verleidet, ja, in den Schmutz tritt. Mit welcher naiven Dreistigkeit die Jünger Loyolas dabei verfahren, wie diese Taschenspieler es verstehen, aus weiß schwarz zu machen, durch Verdrehung unsere großen Dichter an den Pranger zu stellen, das mag man in diesem Büchlein des nähern nachlesen." (Kirchl. Wochenblatt für Schlesien und die Oberlausitz.)



